

Franz Nikolasch
(Hrsg.)

Symposium

zur

Geschichte von Millstatt und Kärnten

2018

Die Entstehung der Karantanen, ihre Integration in das Frankenreich und die damit verbundenen Akkulturationsprozesse <i>Peter Stih</i>	1
Brautschätze als Quellen für die Bildung von Renaissancefürstinnen – Das Beispiel der Paula Gonzaga (1464 – 1496) <i>Christina Antenhofer</i>	14
Kärntner Priester im Konzentrationslager <i>Peter G. Tropper</i>	21
Die Villenarchitektur als dominanter Baustil der Gründerzeit – eine kunsthistorische Betrachtung repräsentativer Villen in Millstatt am See <i>Christine Kühnelt</i>	43
Felix von Luschans Villa Felicitas – Von der Planung bis zum Abriss <i>Peter Ruggendorfer / Hubert Szemethy</i>	85

Die Entstehung der Karantanen, ihre Integration in das Frankenreich und die damit verbundenen Akkulturationsprozesse*

Peter Štih

Die im Jahre 870 in Salzburg entstandene *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*, die in ihrem 4. Kapitel die grundlegenden und ältesten Nachrichten über die Karantanen enthält, verwendet in diesem Zusammenhang Begriffe wie: »Slawen, die Karantanen genannt werden« (*Sclavi, qui dicuntur Quarantani*), »Fürst jenes Volkes (der Karantanen)« (*dux gentis illius*) bzw. »Fürst der Karantanen« (*dux Carantanorum*). Der um ein Dreivierteljahrhundert ältere Paulus Diaconus berichtete, dass in Karantanien ein »slawisches Volk« (*gens Sclavorum*) lebt. Die frühmittelalterlichen Verfasser betrachteten die Karantanen folglich als slawisches Volk (*gens*) unter der Leitung eines eigenen Fürsten (*dux*), das eine besondere, in seinem Namen zum Ausdruck kommende ethnische Identität hatte. Ihre Terminologie zeugt eindeutig davon, dass die Karantanen als politische und ethnische Entität wahrgenommen wurden.

Das Ethnonym Karantanen wurde aus dem Choronym Karantanien abgeleitet, unter dem, wie aus Paulus Diaconus hervorgeht, ein politisch organisiertes Territorium verstanden wurde. Ursprünglich hatte dieser Name als Toponym *Caranta* oder *Carenta*, das vorslawischen Ursprungs ist, einen beträchtlich kleineren Raum abgedeckt und stand für den Bereich des Zollfeldes und/oder des als *mons Carentanus* erwähnten Ulrichsbergs. Hier stand auch die

* Der Beitrag fasst in Bezug auf Karantanien die Ergebnisse meiner in den letzten Jahren durchgeführten Forschungen zusammen, die ich in folgenden Aufsätzen veröffentlicht habe: *Die Intergration der Karantanen und anderer Alpenlawen in das fränkisch-ottonische Reich. Einige Beobachtungen*, in: Festschrift für Claudia-Fräss-Ehrfeld (Carinthia 204/1, 2014) S. 43–59; *Begegnung, Akkulturation und Integration am Berührungspunkt der romanischen, germanischen und slawischen Welt*, in: Akkulturation im Mittelalter (hgg. v. Reinhard Härtel, Vorträge und Forschungen 78, Osterfildern 2014) S. 235–294; *Zu den ersten Empfängern von Krongut in Krain. Einige Bemerkungen zu D. O. III. 58 aus dem Jahre 989*, in: Festschrift für Wilhelm Wadl zum 60. Geburtstag (hgg. v. Barbara Felsner/Christine Tropper/Thomas Zeloeth, Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 106, Klagenfurt 2014) S. 183–192; *Als die Kirche Slawisch zu sprechen begann. Zu den Hintergründen der Christianisierung in Karantanien und Pannonien*, in: Neue Wege der Frühmittelalterforschung. Bilanz und Perspektiven (hgg. v. Walter Pohl/Maximilian Diesenberger/Bernhard Zeller, Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 22, Wien 2018) S. 339–356; *Integration on the Fringes of the Frankish Empire: The Case of the Carantanians and their Neighbours*, in: Migration, Integration and Connectivity on the Southeastern Frontier of the Carolingian Empire (eds. Danijel Dzino/Ante Milošević/Trpimir Vedriš, East Central and Eastern Europe in the Middle Ages 450–1450 50, Leiden/Boston 2018) S. 103–122. Die darin vorhandenen Anmerkungen enthalten auch sämtliche Dokumentationen zu den Quellen und zur Literatur. Ich bedanke mich bei Prof. Dr. Franz Nikolasch für die Einladung, auf dem Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2018 die mit den Karantanen und ihrer Integration und Akkulturation verbundene Problematik vorgestellt haben zu können.

Karnburg, die als *Carentanum, curtis Corontana, civitas Carentana* in den Quellen erwähnt wird. Nicht zuletzt gab es in diesem Raum die in jener Zeit wichtigste Kärntner Kirche Maria Saal, *ecclesia Sanctae Mariae ad Carantanam*, die im Rahmen der karantanischen Mission bald von Modestus geweiht worden war.

Auf der Karnburg, wo König Arnulf im Jahre 888 Weihnachten feierte und die ein knappes Jahrhundert später als *sedes regalis* erwähnt wurde, stand auch der mit der Herzogseinsetzung verbundene Fürstenstein, wobei letzterer erst für die Zeit seit dem späten 13. bzw. frühen 14. Jahrhundert dokumentiert ist. Die Karnburg erscheint folglich als Zentralort des Fürstentums Karantanien und als Sitz des karantanischen Fürsten. Wie in vielen ähnlichen Fällen breitete sich auch hier der karantanische Name vom politischen Zentrum aus und erfasste zunächst als Choronym *Carantanum* den gesamten unter der Herrschaft des Fürsten aus *Caranta*/Karnburg befindlichen Raum; im nächsten Schritt wurde daraus, wie erwähnt, das Ethnonym *Carantani* als Bezeichnung für seine Einwohner abgeleitet, das als »die (Leute) von Caranta« oder »die zu Caranta Gehörigen« zu verstehen ist. Die Entwicklung der Terminologie von *Caranta* über *Carantanum* bis *Carantani* ist ein klares sprachliches Indiz des politischen und ethnischen Prozesses, von dem der Kärntner Raum nach dem Ende der Antike und der damit verbundenen Provinzialverfassung erfasst wurde.

Die Ansätze dieses Prozesses der politischen und ethnischen Umgestaltung sind mit der slawischen Landnahme im Einzugsgebiet der Ostalpenflüsse am Ende des 6. Jahrhunderts verbunden, die auch den Kärntner Raum erfasste. Seltene, aber umso wertvollere Nachrichten über diese Ereignisse gehen auf Paulus Diaconus, einen Langobarden aus Cividale, zurück. Demnach wurde der Kärntner Raum von externen Betrachtern schon bald nach 590 als *Sclaborum provincia*, slawische Region/Provinz, betrachtet. Angesichts der Kämpfe zwischen Slawen und Bayern im Kärntner Drautal handelte sich bei dieser Landnahme wohl um eine militärische Besetzung durch die entsprechend organisierten Slawen, wobei die Awaren wohl eine wesentliche Rolle gespielt haben dürften. Die militärische Unterstützung der Slawen durch den awarischen Kagan in der zweiten Auseinandersetzung mit den Bayern 595, in der die Bayern Verluste in der Größenordnung des Stammesheeres erlitten, war eine klare Machtdemonstration, die keine Zweifel über die Zugehörigkeit des Drautals zum awarischen Machtbereich zuließ.

Die von den slawischen Verbänden und ihren awarischen Herren bei der Landnahme in der ehemaligen römischen Provinz Noricum vorgefundene Bevölkerung war ihrer Herkunft nach sehr heterogen. Die Provinzialrömer waren ein Konglomerat von illyrischen und keltischen Splittern, italischen Kolonisten und Militärveteranen. Dazu kamen in der Spätantike noch

germanische Gruppen, insbesondere die Ostgoten. Doch die Slawen unterschieden sie nicht voneinander: für sie waren diese Altsiedler einfach nur *Vlahi* – Walchen. Wer nicht nach Italien geflohen war, musste sich mit den neuen Verhältnissen und den Neuankömmlingen abfinden und wurde mit der Zeit in die neue gesellschaftliche und politische Wirklichkeit integriert.

Mit den neuen Herren kamen jedoch in den Raum der antiken Tradition und Kultur so starke Einflüsse aus dem Osten, dass er fast völlig verändert wurde. Allmählich setzte sich eine neue sprachliche Identität durch, die sich im kärntnerischen und weiteren Raum bis heute erhalten hat. Das Christentum wurde von einem heidnischen Paradigma verdrängt. Mit dem Niedergang der Höhengiedlungen veränderte sich das Siedlungsbild der Region. Die antike Wirtschaft wurde durch Formen verdrängt, die zweifellos einen Rückschritt darstellten. Verändert hatte sich die Organisation von Gesellschaft und Macht. Kurz und gut, der Begriff *Sclavorum provincia*, in die sich der Kärntner Raum transformiert hatte, subsumierte alle diese Veränderungen, und auf ehemals norischem Boden ging deshalb erst um das Jahr 600 die Antike zu Ende. Was von diesem Erbe überlebt hatte, haben wir in erster Linie den Altsiedlern zu verdanken: sie waren nicht nur Träger der Kontinuität, sondern auch Vermittler der antiken Traditionen an die slawischen Neusiedler.

Die ersten konkreteren Umriss der selbstständigen politischen Organisation im Raum des entstehenden Karantaniens zeichnen sich um das Jahr 630 etwas klarer ab, als zwischen Bayern und dem langobardischen Italien eine *marca Vinedorum*, eine slawische Region mit dem Fürsten an der Spitze erwähnt wird. Sie muss aus Kämpfen mit den bayerischen Nachbarn, den friaulischen Langobarden und den Awaren hervorgegangen sein. Mit den ersteren haben die Kärntner Slawen zum letzten Mal um das Jahr 610 im Bereich von Lienz erfolgreich gekämpft. Anderen gelang es, irgendwann vor 625 die »slawische Region Gail bis zum Ort Maglern« zu besetzen. Unter der Kontrolle der friaulischen Langobarden kam damals entlang des Kanaltals eine bedeutende Verbindung mit dem Norden bis zur heutigen italienisch-österreichischen Grenze bei Thörl zustande. Die Langobarden kämpften erfolgreich gegen die Alpenslawen auch im Jahre 631 im Rahmen der großen, doch erfolglosen militärischen Kampagne des fränkischen Königs Dagobert I. gegen Samo. Dieser Franke schloss sich im Jahre 623 dem Aufstand der mitteleuropäischen Slawen gegen die Awaren an und in einer nicht genau zu bestimmenden Weise scheinen auch die Slawen aus dem Kärntner Raum daran teilgenommen zu haben. Die Episode jener bulgarischen Flüchtlinge, die um 631/32 im Herrschaftsgebiet des slawischen Fürsten Walluc Zuflucht fanden, weist jedenfalls darauf hin, dass es den Slawen des kärntnerischen Raumes

inzwischen gelungen war, die Herrschaft des awarischen Kagans abzuschütteln und zugleich die eigene Unabhängigkeit auch gegenüber den westlichen Nachbarn zu behaupten.

Die Ansätze von Karantanien als besonderer Machtbildung und zugleich auch der Herausbildung der Karantanen als eines frühmittelalterlichen Volkes gilt es gerade hier zu suchen: also in der Zeit nach dem Ende der awarischen Herrschaft, was übrigens für alle slawischen Ethnogenesen auf awarischem Boden typisch ist. Natürlich brauchte es noch zwei, drei oder möglicherweise sogar vier Generationen, bis diese Entwicklung zur Durchsetzung der ethnischen Bezeichnung Karantanen führte. Die Ethnogenese der Karantanen war auf jeden Fall vor 740 abgeschlossen, als sie in Umständen, die für sie eine ausgesprochene Wende darstellten, unter ihrem Fürsten Boruth klar in die Geschichte eintreten.

Die Karantanen, die von ihrer herrschenden Schicht mit ihrer Sprache, Verfassung, Religion und Traditionen als slawisches Volk geprägt wurden, hatten wie andere (frühmittelalterliche) *gentes* polyethnische Wurzeln. Zu einer neuen Gemeinschaft waren sie aus Resten der romanischen beziehungsweise romanisierten Altsiedler des Kärntner Raumes sowie der neu angesiedelten Slawen, Kroaten und möglicherweise auch der Duleben verschmolzen, wobei auch awarische, bulgarische und germanische, das heißt ostgotische und langobardische Überreste nicht auszuschließen sind. Die Umschichtung und Homogenisierung dieser unterschiedlichen Substrate wurde dadurch generiert, dass sie innerhalb einer politischen und rechtlichen Gemeinschaft lebten. Das wirkte sich affirmativ auch auf die sprachliche und kulturelle Vereinheitlichung aus. Dabei wird man wohl nie wissen, in welchem Maße es der slawischen Sprache gelang, die übrigen Idiome in Karantanien zu verdrängen. Auf jeden Fall muss sie als Sprache der Machthaber vorherrschend und deshalb attraktiv gewesen sein, weil sie Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs bot.

Spuren dieser Transformationen und Kulturverhältnisse, die sich in der karantanischen Gesellschaft vollzogen haben, spiegeln Männergräber mit awarischen Gürtelgarnituren einerseits und merowingischen Waffen und Reitzubehör andererseits wieder. Jeder Teil für sich ist keine Besonderheit, doch die Kombination stellt etwas Neues und ganz Außergewöhnliches dar. Bekannt ist sie nur aus Gräbern in Kärnten, der österreichischen Steiermark und dem südlichen, inneralpinen Oberösterreich, also aus einem Raum, der als karantanisch definiert werden kann. Laut Archäologen gehen diese Gräber in die zweite Hälfte des 7. und die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts zurück. Am repräsentativsten ist das Grab von Grabelsdorf am Klopeinersee in Kärnten, das um 700 und damit in die Zeit des heidnischen Karantanien vor Boruths Herrschaft datiert wird. Demonstrierte der Verstorbene

bereits mit seiner Bestattung in einem steinernen Hallstatt-Hügelgrab seine prominente gesellschaftliche Stellung, gilt dies umso mehr für seine Grabbeigaben: eine awarische Gürtelgarnitur mit Salzbehälter, eine merowingisch-fränkische Langsax, zwei Messer und ein Reitersporn. Gürtelgarnituren mit Beschlägen kennzeichneten bei den Awaren hochrangige Krieger und Machttträger, während Langsax und Sporn zur Ausstattung eines fränkischen Reiterkriegers gehörten.

Die Grabbeigaben aus Grabelsdorf und anderen ähnlichen Gräbern spiegeln so Elemente wider, mit denen sich die karantanische Elite präsentierte und deren Träger ihre hohe gesellschaftliche Stellung und Gleichstellung im Verhältnis zu ihren langobardischen, bayrischen und awarischen Pendants bekundeten. Zugleich weisen sie auf die Bedeutung von westlichen und östlichen Einflüssen bei den Karantanen hin. Die Verbindung von zwei gegensätzlichen Kulturmustern zu einer neuen Synthese reflektiert Kulturkontakte der karantanischen Elite und Kulturtransfers, die im Akkulturationsprozess die Herausbildung einer besonderen Form der karantanischen Kultur geprägt und definiert haben.

Die karantanische Gesellschaft war auf jeden Fall stärker mit steppennomadischen Traditionen und awarischen Kultureinflüssen durchsetzt, als man dies auf den ersten Blick annehmen würde. Begriffe wie *Bani*, *Župani* oder Kroaten, die in Kärnten überraschend starke Spuren hinterlassen haben, wie auch die rätselhaften Edlinger (*Kosezi*), werden meist im slawischen Kontext genannt. Es ist aber auch möglich, dass sie ursprünglich ein Teil der Verfassung der Awaren gewesen sind. Erich Zöllner hat dazu bereits vor sechzig Jahren anhand der bayrischen Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts auf Personennamen hingewiesen, die awarischer Herkunft sein könnten. Doch auch im slawischen Ostalpenraum gab es Personennamen, die awarischen Ursprungs gewesen sein könnten. Einer davon ist zum Beispiel der Name von Boruths Sohn Cacatius. Der Name kann weder aus dem Slawischen noch aus dem Romanischen oder Germanischen erklärt werden. Otto Kronsteiner verweist auf dessen mögliche awarische Provenienz.

Das würde jedoch bedeuten, dass die Herrschersippe der Karantanen auch awarische Vorfahren und die damit verbundenen Traditionen gehabt hatte. Damit könnte man sogar den Bericht Fredegars über die Awaren in Verbindung bringen, demzufolge diese jedes Jahr zu den untergeordneten Slawen überwintern kamen, sich deren Frauen und Töchter nahmen, bis die aus diesen Verbindungen geborenen Söhne sich gegen ihre awarischen Väter auflehnten und sich gemeinsam mit Samo der awarischen Herrschaft entledigten. Wenn man außerdem mitberücksichtigt, dass der Name des ersten Slawenfürst im Raum des entstehenden Karantanien, Wallucus, sowohl slawisch als auch turksprachig gedeutet wurde, dann ist die

Möglichkeit keineswegs von der Hand zu weisen, dass bei den Karantanen als Herrschersippe der Klan eines in den Kämpfen gegen die Awaren legitimierten Mischlings die Oberhand gewinnen konnte.

Wie dem auch sei, die awarischen Einflüsse in der karantanischen Gesellschaft nahmen im Lauf des 8. Jahrhunderts zunehmend ab, die fränkischen und bayrischen nahmen zu. Das war eine Folge von radikalen politischen Veränderungen, zu welchen es knapp vor der Mitte des 8. Jahrhunderts gekommen war. Um 743 wehrten die Karantanen mit bayrischer Hilfe die Awarengefahr erfolgreich ab, mussten jedoch die Oberherrschaft des Frankenkönigs anerkennen. Das hatte in mehrfacher Hinsicht epochale Folgen für die Karantanen. Die politische Unterordnung bahnte den Weg, der auf lange Sicht zur Umwandlung des Fürstentums Karantanien zum Herzogtum Kärnten führte und damit zu seiner restlosen Einverleibung in das Heilige Römische Reich. In kultureller und gesellschaftlicher Hinsicht bedeutete das die Einbindung der Karantanen in den Kreis der westlichen, christlichen Zivilisation. Etwa drei Generationen lang, bis zur Absetzung seines letzten Fürsten im Jahr 828, behielt Karantanien unter dem Mantel des agilolfingischen und danach karolingischen Bayern noch die Stellung eines Stammesfürstentums bei, doch war es durch die neuen Umstände massiven Integrations- und Akkulturationsprozessen ausgesetzt.

Die Karantanen waren das erste slawische Volk, das in das fränkische Reich erfolgreich integriert worden ist. Sie wurden unter den neuen Verhältnissen Integrations- und Akkulturationsprozessen ausgesetzt, in denen sich ihre Gesellschaft und gentile Verfassung entsprechend anpassen mussten.

Die erste Veränderung der karantanischen Gentilverfassung in Richtung Integration machte sich im Verfahren der Auswahl des neuen Fürsten und damit im politischen Bereich bemerkbar. Die Karantanen »machten« zwar ihren Fürsten auch nach dem Jahre 743 bzw. sie »gaben« ihm das Fürstentum, aber das war jetzt mit einem »Befehl« oder einer »Genehmigung« des Frankenkönigs verbunden, der somit ein Mitwirkungsrecht bei der Einsetzung des Karantanenfürsten erhielt. Das war ein überaus bedeutsamer Eingriff in die Gentilverfassung der Karantanen, denn ihre Fürsten konnten nun ohne Einwilligung des Frankenkönigs nicht mehr eingesetzt werden bzw. hatten keine nach außen anerkannte Legitimität. Das bedeutete wohl gemäß der damaligen Praxis, dass der jeweilige neue Karantanenfürst als Zeichen seiner Loyalität vor den Frankenkönig kommen und ihm Treue schwören musste.

Noch schwerwiegendere Folgen als die Ereignisse von 743 hatte die Reform, die im Jahr 828 den fränkischen Südosten erfasste. Damals traten an die Stelle der gentilen Fürsten fränkische Grafen, die meist aus Bayern kamen. Die Ersetzung der Gentilverfassung durch die Grafschaftsverfassung bedeutete das Ende der karantanischen Staatlichkeit und damit den Verlust der politischen Identität sowie die strukturelle und institutionell wichtigste Integration in das Frankenreich. Die Veränderungen waren so weitreichend, dass sie mit Recht mit der Umwandlung eines Föderatenreiches zu einer römischen Provinz verglichen werden können. Ähnlich wie in zahlreichen anderen Fällen aus dem europäischen Frühmittelalter zog auch bei den Karantanen der Verlust der politischen Identität auch den Verlust der ethnischen Identität nach sich.

Durch die Umwandlung der gentilen Fürstentümer zu Grafschaften des Frankenreiches verbreitete sich die Geltung des fränkisch-bayerischen Rechts auch auf ihre Gebiete. Natürlich setzte sich die neue Rechtsordnung erst langsam durch. Außerdem konnte die neue Rechtsordnung nicht so in die gentile Gesellschaft verpflanzt werden, dass sie gleichzeitig alle Lebensbereiche abgedeckt hätte. Mit anderen Worten: Die Ersetzung slawischen gentilen Rechts und gentiler Ordnung durch das fränkisch-bayerische Recht war ein längerer Prozess, der auch selektiv verlief. Wie langwierig solche Änderungen sein konnten, zeigt die Traditionsnotiz über die Gründung des Frauenklosters St. Georgen am Längsee in Kärnten aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts, in der die Zeugen nach dem bayerischen und slawischen Recht unterschieden wurden. Dieses hier zum letzten Mal erwähnte slawische Recht ist als Relikt des ehemaligen Stammesrechts der Karantanen und der Gentilverfassung Karantaniens zu betrachten.

Die Urkunde über die Gründung von St. Georgen am Längsee ist aber im Zusammenhang mit Integrations- und Akkulturationsprozessen der einheimischen slawisch-karantanischen Bevölkerung noch in einer weiteren Hinsicht interessant. Von zweiundzwanzig Personen, die nach slawischem Recht gelebt haben, tragen nämlich nur zwei slawische Namen, während die große Mehrheit schon bairisch-deutsche oder christlich-biblische Namen hat. Hingegen liegt fast zwei Jahrhunderte früher in Puchenu am nördlichen Donauufer bei Linz ein ganz anderer Befund vor: Als im Jahre 827 der Slawe Techelin mit dem Bischof von Freising eine Übereinkunft über die Grenze zwischen dem Bistumsbesitz und dem Gebiet seiner Gruppe trifft, tragen von den einundzwanzig anwesenden Slawen nur zwei bairisch-deutsche Namen. Die sich in den Namen widerspiegelnden Veränderungen brauchten also viel Zeit. Dabei sind im onomastischen Material keine umgekehrten Fälle bekannt, dass die bayerischen Ankömmlinge die Namen der heimischen Slawen angenommen hätten – ein deutliches Indiz

für die weniger attraktive Stellung der Slawen im Rahmen der Integrations- und Akkulturationsprozesse und ihre Anpassung an die neuen Verhältnisse und die neue Elite.

Die Integrationsprozesse, denen die karantanischen und andere Slawen des fränkischen Südostens unterworfen waren, werden schon für das 9. Jahrhundert zusätzlich durch Angaben über Familienverbindungen des heimischen slawischen Adels mit dem fränkisch-bayerischen Adel verdeutlicht. Das früheste bekannte Beispiel ist ein gewisser *Baaz de genere Carontania Sclauaniorum*, der im Jahre 830 in Bayern erblichen Besitz hatte, über den er frei verfügen konnte. Er muss ihn von seinen bayerischen Verwandten geerbt haben, und man kann mit Recht annehmen, dass dieser karantanische Slawe ein Nachkomme einer der adeligen Geiseln war, die um 743 nach Bayern gehen mussten und dort eine standesgemäße Ehe eingingen.

Noch augenfälliger ist das Beispiel eines Slawen namens Georgius, der gegen Ende des 9. Jahrhunderts eine Tunza heiratete. Der in der Quelle als *nobilis vir* beschriebene Bräutigam galt als Adeliger und dürfte seinen griechischen Namen bei der Taufe erhalten haben. Die Braut kam dagegen aus »einer der führenden Adelsfamilien Bayerns und dessen Ostlandes«. Die Familie entstammte einer alten fränkischen Adelssippe aus der weiteren Umgebung von Trier, die es über das mittlere Rheinland und Bayern nach Karantanien verschlagen hatte. Tunza war die Tochter des karantanischen Grafen Witigowo, der bereits 859 von König Ludwig dem Deutschen Besitz im Admonttal und um 884 von König Karl III. dem Dicken weiteren Besitz in Niederösterreich erhalten hatte und auch mit dem niederpannonischen Fürsten und Grafen Priwina in Verbindung stand. Ihr Bruder Heimo gehörte zum engeren Gefolge König Arnulfs und wurde von ihm auch reich beschenkt, genauso seine Frau. Das Ansehen der Familie, in die Georgius eingeheiratet hatte und das in engen Verbindungen mit der fränkischen Herrscherdynastie zum Ausdruck kam, war also das höchstmögliche – und das sagt viel auch über die soziale Stellung des in einen solchen Kreis aufgenommenen Bräutigams aus.

Ähnlich aussagekräftig ist auch das Beispiel Priwinas, der noch als heidnischer Fürst in Nitra eine namentlich unbekannte Dame aus der bayerischen Sippe der Wilhelminer geheiratet hatte und sich dann nach Übertritt ins Frankenreich überaus erfolgreich in den Kreis der bayerisch-fränkischen Elite integrierte. Diese Beispiele zeugen von der erfolgreichen Integration des höchsten slawischen Adels in die fränkisch-bayerische Elite im großen Kolonisationsraum im Südosten des Frankenreiches. So bildete sich eine integrativ wirkende neue gesellschaftliche Elite heraus, deren Herausbildung auch im Interesse der Mitglieder der Karolingerdynastie war, die in einzelnen (*sub*)*regna* herrschten. Sie unterstützten solche Verbindungen, denn sie

stärkten ihre Macht und stabilisierten die gesellschaftlichen Verhältnisse in ihren Herrschaftsbereichen.

Eine ganz besondere Rolle bei der Integration der Karantanen in das Frankenreich gehörte aber dem Christentum und der Kirche. Dazu ist besonders zu betonen, dass die Karantanen das erste slawische Volk waren, das christianisiert wurde. Damit eröffnete sich auch für die westliche Kirche ein Tätigkeitsfeld, das in mancher Hinsicht neu war. Die Kirche musste zum ersten Mal in ihrer Geschichte auf allen für die Christianisierung notwendigen Ebenen Slawisch sprechen. In Anlehnung an die Lexik der karantanischen Slawen mussten Missionare eine christliche Verkündigungsterminologie neu schaffen, damit den Angesprochenen die radikal neuen Inhalte des christlichen Glaubens überhaupt nähergebracht werden konnten. Denn es war – wenn ich Hans Eggers paraphrasiere – eine Revolution der ganzen slawischen Vorstellungswelt erforderlich, damit das Vaterunser überhaupt verstanden werden konnte. Dabei standen den Missionaren in benachbarten und verwandten slawischen Idiomen keine Vorbilder zur Verfügung, an die sie sich hätten anlehnen können. Daher ist die Christianisierung der Karantanen als ein Ereignis von europäischer Bedeutung zu verstehen.

Die nach der Unterordnung der Karantanen unter die Bayern bzw. Franken folgende Taufe der karantanischen Prinzen Cacatius und Cheitmar, oder die auf Weisung Ludwigs des Deutschen vollzogene Taufe Priwinas unmittelbar nach seiner Flucht auf fränkisches Gebiet, und nicht zuletzt auch die im Jahre 796 zugleich mit der Unterordnung unter Karl den Großen erfolgte Taufe des Awarenfürsten Tudun, bezeugen aufschlussreich die Annahme des Christentums als Voraussetzung für die Integration des slawischen wie jedes anderen Adels in die fränkisch-bayerische Führungsschicht. In welchem Maße die Integration der gesellschaftlichen Elite dann wirklich erfolgreich war, steht auf einem anderen Blatt; wenn sie gelungen war, bekundete sie sich schon sehr bald in der Art ihrer Präsentation.

In Karantanien, wo schon nach dem Sieg Tassilos III. über die aufständische und drei Jahre lang erfolgreiche heidnische Opposition im Jahre 772 die bayerischen missionarischen und politischen Aktivitäten verstärkt wurden, begann sich die karantanische Gesellschaftselite als christlich und damit in fränkisch-bayerischer Art zu repräsentieren. Das neue Selbstverständnis fand Ausdruck im Bau von Eigenkirchen, die mit Flechtwerksteinen und anderer Marmorausstattung dekoriert waren und die sich aus Kostengründen nur die höchste Gesellschaftsschicht leisten konnte. Mit diesen prestigeträchtigen Kirchen demonstrierte die karantanische Führungsschicht ihr Bekenntnis zur neuen Religion und damit auch ihre Loyalität zu den bayerischen agilolfingischen und danach karolingischen Herren, nicht zuletzt

aber auch den eigenen herrschaftlichen Glanz und ihre hohe soziale Stellung. Die Kärntner Artefakte mit Flechtwerkornamentik sind somit ferne Zeugen einer tiefen religiösen, kulturellen und politischen Transformation Karantaniens unter seinen letzten Fürsten und zugleich ein Niederschlag von Integrationsprozessen, welche die Oberschicht der karantanischen Gesellschaft schon vor dem Ende des 8. Jahrhunderts erfasst haben.

Mit der Inschrift des Kirchenstifters in St. Peter am Bichl ist diese soziale Gruppe sogar aus der Anonymität herausgetreten. Auf einem Architravfragment der dortigen Kirche, die schon früher für ihre hochwertigen Artefakte mit Flechtwerkornamentik bekannt war, ist ein Teil einer Inschrift mit den beiden bereits erwähnten Namen erhalten: *[O]tker–Radozla[v]*. Möglicherweise verbirgt sich hinter diesem Doppelnamen des Stifters der Kirche, die sich nur knapp vier Kilometer westlich der Karnburg befindet, der letzte, im Jahre 828 abgesetzte Karantanenfürst, der in der *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* mit dem Namen Etgar genannt wird. Dieser Gruppe könnte auch Domitian zuzuordnen sein, der nach einer späteren Legende die Einheimischen um den Millstättersee zum Christentum bekehrt, dort die erste Kirche gegründet und das Heidentum ausgerottet haben soll. Lange galt dieser »Fürst« als legendäre Erfindung der Millstätter Mönche des 12. Jahrhunderts. Doch könnte die Entdeckung des Fragments einer ihm zugeschriebenen Grabplatte darauf hinweisen, dass Domitian eine historische Persönlichkeit war, die als lokaler Machthaber in der Zeit Karls des Großen bei der Durchsetzung des Christentums in seiner Umgebung aktiv mitwirkte.

Überhaupt waren die christliche Religion und seine Kirche das bedeutendste Mittel der Integration von Einzelnen und ganzen Gruppen in das Frankenreich. Dabei ist nicht zu übersehen, dass gerade das Christentum eine entscheidende Rolle bei der Einbeziehung der ansonsten in den Quellen kaum registrierten unteren Gesellschaftsschichten in die neue Gesellschaftsordnung hatte.

Die Bekehrung zum christlichen Gott bedeutete für die Heiden nicht nur eine religiöse Konversion, sondern auch die Übernahme der ethischen und moralischen Standards, Kulturmuster und Verhaltensnormen. Die im Dekalog kodifizierte Gesellschaftsordnung bildete zusammen mit dem Versprechen der Belohnung im Jenseits und der Buße auf Erden die Grundlage für die von der Kirche sanktionierte Ethik, deren Einhaltung die heidnischen Lebensgewohnheiten und Normen völlig veränderte. Auf diese Weise war eine ganze Reihe alter Praktiken verboten, wie heidnische Bestattung mit entsprechendem Kult, Vielweiberei, Promiskuität und überhaupt alles, was im Gegensatz zur christlichen Auffassung von Heirat und Ehe stand. Obligatorisch wurden der Bau von Kirchen und die Leistung des Zehents, das Fasten und die Beichte, die Verehrung der Heiligen und die Beachtung der kirchlichen

Feiertage sowie der Messbesuch an Sonntagen. Insbesondere mit der Durchsetzung des Sonntags als »Tag des Herrn«, an dem bauerliche Arbeit verboten war, bekam das Leben einen stabilen und gefestigten Rhythmus.

Sich der neuen Religion zuzuwenden und die Lebensweise zu ändern, bedeutete in der Praxis, viele Schwierigkeiten und Widerstände zu überwinden. Eine gute Vorstellung von den großen Veränderungen, welche die christliche Religion für die heidnischen Gemeinschaften mit sich brachte, geben die *Responsa Nicolai papae ad consulta Bulgarorum* aus dem Jahr 866. Es handelt sich um eingehende Antworten des Papstes Nikolaus I. (858–867) auf einen nicht überlieferten Fragenkatalog des Bulgarenkhans Boris-Michael, der kurz zuvor die Taufe aus Konstantinopel empfangen hatte und sich dessen Einfluss durch Anlehnung an Rom zu entziehen suchte. Welche Tiere ein Mensch essen darf, ob man ein Amulett tragen und magische Steine verwenden darf, ob man für die heidnischen Vorfahren beten darf, ob Frauen Hosen tragen dürfen, ob ein Christ zwei Frauen haben darf – diese und andere Fragen illustrieren die Lebensverhältnisse heidnischer Gemeinschaften sowie die alltäglichen Probleme, die sie nach der Konversion zu lösen hatten.

Für die Durchsetzung christlicher Normen und christlicher Lebensart und damit für die Integration waren im regionalen Rahmen des nordadriatischen und ostalpinen Raumes zwei Provinzialsynoden wegweisend, die am Ende des 8. Jahrhunderts von den zuständigen Metropolitaneinberufen wurden – dem Patriarchen von Aquileia und dem Erzbischof von Salzburg. Die nach seiner Rückkehr aus Avaria im Herbst 796 in Cividale von Patriarch Paulinus II. einberufene Synode verbot für weltliche Personen geheime Eheschließungen, Eheschließungen mit Minderjährigen oder unter Personen mit zu großem Altersunterschied, aber auch unter Verwandten, wobei aus solchen Verbindungen geborenen Kinder als illegitim und nach den Eltern als nicht erberechtigt galten. Im Übrigen waren für das Leben weltlicher Personen auch die beiden letzten Kanones der Synode von Cividale wichtig: der eine setzte den Beginn des Sonntags mit Samstagabend fest und gebot, dass sich die Gläubigen an diesem Tag geschlechtlicher Beziehungen und physischer Arbeit enthalten und sich dem Gebet und dem Gottesdienst widmen sollten, der zweite schrieb die Leistung des Zehents vor. Andererseits erhellt aus den Beschlüssen der ersten bayerischen Provinzialsynode in Reisbach, die 799 oder 800 vom Salzburger Erzbischof Arn einberufen wurde und ihre Arbeit in Freising und Salzburg fortsetzte, dass das Kirchenjahr nördlich der Drau schon am Übergang vom 8. zum 9. Jahrhundert 36 Feiertage zählte. Das Fest Allerheiligen am 1. November wurde, wie aus einem Brief Alkuins an Arn hervorgeht, für den Bereich der bayerischen Kirchenprovinz und damit auch für die dazugehörige slawische Welt gerade auf

Anregung des ersten Salzburger Erzbischofs eingeführt. Die Synode verpflichtete zur Sorge für Hilfsbedürftige, wie Witwen, Waisen und Behinderte, und auch deshalb sollte jeder viermal jährlich Almosen geben. Die Praxis christlichen Lebens wurde auch dadurch bestimmt, dass das Volk an Fürbittprozessionen (Litaneien) in einfacher Kleidung und mit angemessenem Gesang teilnehmen und lernen sollte, *Kyrie eleison* (Herr, erbarme dich) nicht einfach auf bäuerliche Art zu rufen. Diese Bestimmung könnte zumindest mittelbar auch das karantanisch-kärntnerische Ritual der Herzogeinsetzung beeinflusst haben, in dessen bekannter Adaptation das zunächst heidnische Ritual den Anforderungen der christlich geprägten Gesellschaft angepasst wurde. Die älteste bekannte Form der Einsetzung, deren Anfänge man mit Recht in der Gentilverfassung des slawischen Fürstentums Karantanien suchen darf, verlief nämlich so, dass der in Bauernkleidung gewandete neue Fürst zum Fürstenstein auf dem Zollfeld kam und dreimal um den Stein geführt wurde, wobei das anwesende Volk in slawischer Sprache *Kyrie eleison* sang und Gott dafür dankte, dass er ihm einen Herrn nach seinem Willen gegeben hatte.

Auf die integrative Rolle des Christentums und die Integrationsprozesse in Karantanien werden wir – freilich in ganz anderer Weise – auch in dem Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau am Bodensee aufmerksam gemacht. Das in dem Reichenauer *liber vitae* eingetragene Verzeichnis von Geistlichen aus Karantanien bietet einen weniger bekannten, doch wertvollen Einblick in die kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in der Zeit des (Chor)Bischofs Osbald (nach 836–um 863). Die Rubrik *Nomina presbiterorum de Carantana* enthält die Namen von gar fünfundsechzig Personen, an deren Spitze *Osbaldus episcopus* steht. Die in das Reichenauer »Buch des Lebens« aus Memorialgründen eingetragene karantanische Priesterschaft bildet eine eigene Gemeinschaft mit dem (Chor)Bischof an der Spitze. Das zahlenmäßig überraschend starke Priesterpersonal zeugt nicht nur von einem deutlichen Aufschwung des Christentums seit den Zeiten Bischof Virgils mit siebzehn namentlich bekannten Missionaren, sondern auch von einer geistig-kulturellen Transformation der karantanischen Gesellschaft. Unter den hier verzeichneten Personen befinden sich auch einige Träger slawischer Namen. Bei ihnen handelt es sich fast sicher um die ersten bekannten einheimischen Priester, das heißt zu Priestern erzogene, ausgebildete und geweihte Karantanen.

Zwei zeitgleiche Briefe des Papstes Nikolaus I. (858–867) halten diesem scheinbar idyllischen Bild der karantanischen Christengemeinde den Spiegel der alltäglichen und brutalen Realität vor. Die Briefe entstanden als Antwort an (Chor)Bischof Osbald. Dieser

erkundigte sich in Rom über die kanonischen Konsequenzen zweier Vorkommnisse: im ersten Fall versetzte ein Priester einem Diakon einen so heftigen Schlag, dass dieser vom Pferd fiel und starb; im zweiten Fall tötete ein Priester einen Heiden in Notwehr. Trotz der über ein Jahrhundert andauernden Christianisierungsbemühungen seit der Ankunft des Modestus hatte die Evangelisierung immer noch nicht alle Poren der karantanischen Gesellschaft erreicht. Groß konnte auch die Diskrepanz zwischen Worten und Taten (der Priester) sein. Alltägliche Probleme der diesseitigen Existenz konnten freilich nicht leicht im Einklang mit christlichen Grundsätzen überwunden werden.

Zusammenfassend kann man sagen: Die Integration der Karantanen in das Frankenreich begann bereits vor der Mitte des 8. Jahrhunderts, als die Bayern unter Herzog Odilo sie der Herrschaft der Frankenkönige unterwarfen. Karantanien wurde Integrations- und Akkulturationsprozessen ausgesetzt, in denen sich seine Gesellschaft und Gentilverfassung allmählich an die neuen Verhältnisse anpassen mussten. Überhaupt verbergen sich hinter der Integration und den mit ihr verbundenen Begriffen langfristige Prozesse. Veränderungen, die im Ostalpenraum zur Durchsetzung der feudalen, auf christlicher Ethik begründeten Gesellschaft führten, brauchten ihre Zeit, die nicht bloß Jahre oder Jahrzehnte, sondern ganze Generationen in Anspruch nahm.

In Karantanien griffen die Integrations- und Akkomodationsprozesse zuerst in die Gentilverfassung ein. Zunächst kam es zu Veränderungen bei der Auswahl des neuen Fürsten, ebenso in der sakral-religiösen Sphäre, wobei die christliche Mission den alten Glauben zu verdrängen begann. Überhaupt hatten das Christentum und seine Kirche eine zentrale Rolle bei der Überwindung von Barrieren, die verschiedene Bevölkerungsgruppen innerhalb des fränkisch-karolingischen Reiches trennten; gefördert wurden Integration, Akkulturation und Akkomodation von ursprünglich heidnischen und gentil organisierten Gruppen. Dabei war es wesentlich, dass diese Integrationsprozesse sämtliche Gesellschaftsschichten erfassten.

Die Annahme des Christentums war auch Voraussetzung für die Integration der slawischen Gesellschaftselite in die Reihen des fränkisch-bayerischen Adels. Heiraten zwischen Angehörigen des slawischen und des fränkisch-bayerischen Adels weisen auf slawische Gruppen hin, die vom Adel ihrer Nachbarn als gleichrangig angesehen und verwandtschaftlich einbezogen wurden. Doch hatte das soziale Überleben auch seinen Preis, und nötigenfalls wurden dafür auch die eigene Familientradition und Identität geopfert. Auf diese und ähnliche Weise entstand eine neue, integrativ wirkende Gesellschaftselite.

Brautschätze als Quellen für die Bildung von Renaissancefürstinnen – Das Beispiel der Paula Gonzaga (1464 – 1496)

Christina Antenhofer

Im Dom zu Graz stehen rechts und links vor dem Altar imposante, mit Elfenbein eingelegte Schreine, welche die Reliquien beinhalten, die Kaiser Ferdinand II. von Papst Paul V. als Präsent erhielt. Die Reliquien wurden zwar von Chronisten ausführlich beschrieben, nicht jedoch die Schreine, sodass zunächst der Eindruck entstand, sie seien gemeinsam mit den Heiltümern aus Rom überbracht worden.¹ Allerdings weist das in den Deckeln eingelegte Wappen der Gonzaga den Weg hin zu Paula Gonzaga, die 1476 *per procurationem* mit Leonhard, dem letzten Grafen von Görz verheiratet wurde.² 1478 wurde die Hochzeit in Bozen gefeiert. Paula übersiedelte nun nach Lienz und brachte einen beachtlichen Brautschatz mit, von dem das Inventar bis heute im Tiroler Landesarchiv überliefert ist.³ Aus diesem Brautschatz haben sich bis auf Paulas Truhen keine weiteren Objekte erhalten. Die Details ihrer Geschichte sind größtenteils unbekannt, bis sie 1617, 121 Jahre nach Paulas Tod, nach Graz kamen. Nach Paulas kinderlosem Tod im Jahre 1496⁴ gingen die Truhen wohl als Stiftung an den St. Georgs-Ritterorden in Millstatt, der seinen Sitz in der dortigen Benediktinerabtei hatte.⁵ Als die Abtei 1598 in den Besitz des neuen Jesuitenkollegs in Graz inkorporiert wurde, kamen alle mobilen Güter nach Graz, unter ihnen auch die beiden Elfenbeincassoni, die sich seit 1617 als Reliquienschreine im Dom von Graz befinden.⁶ Beide Truhen haben beachtliche Ausmaße, von rund 190 l x 77 t x 95 h cm und bestehen aus massiver Eiche. Bei den

¹ E. Coudenhove-Erthal, *Die Reliquienschreine des Grazer Doms und ihre Beziehung zu Andrea Mantegna*, Leykam, Graz 1931, S. 9; A. Noe, *I trionfi del Petrarca nel duomo di Graz. I cassoni nuziali di Paola Gonzaga*, in „Humanistica. An International Journal of Early Renaissance Studies“, VII, 1-2, 2012, S. 209-216.

² Siehe zu dieser Hochzeit C. Antenhofer, *Briefe zwischen Süd und Nord. Die Hochzeit und Ehe von Paula de Gonzaga und Leonhard von Görz im Spiegel der fürstlichen Kommunikation (1473-1500)* („Schlern-Schriften“, 336), Wagner, Innsbruck 2007.

³ Tiroler Landesarchiv Innsbruck (= TLA) Inventare A 202.8. Das Inventar ist teilweise fehlerhaft ediert in M. Kollreider, *Madonna Paola Gonzaga und ihr Brautschatz*, in *Lienzer Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Lienz und Umgebung*, hrsg. von R. von Klebelsberg, Wagner, Innsbruck 1952, S. 137-148.

⁴ Zum letzten Jahrhundert des Hauses Görz vgl. den Ausstellungskatalog zu Paula und Leonhard: *Circa 1500 – Leonhard und Paola – „Ein ungleiches Paar“*. *De ludo globi „Vom Spiel der Welt“*. *An der Grenze des Reiches*, Skira, Milano 2000; vgl. auch H. Wiesflecker, *Die Grafschaft Görz und die Herrschaft Lienz, ihre Entwicklung und ihr Erbfall an Österreich (1500)*, in „Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum“, 78, 1998, S. 131-149.

⁵ Nach Noe wurde ein Großteil seines Besitzes nach dem kinderlosen Tod Leonhards dem Georgsritterorden in Millstatt in Kärnten übergeben, der von Kaiser Friedrich III. gegründet und in seinen Privilegien von Maximilian I. 1494 bestätigt wurde. Er hatte seinen Sitz in der alten Benediktinerabtei des Ortes, seine Mitglieder beteiligten sich freiwillig am Kampf gegen die Türken, siehe Noe, *Trionfi*, 211.

⁶ Noe, *Trionfi*, 211. Nach Eisler ließ Ferdinand I. bereits 1543 Tapisserien vom Stift Millstatt abtransportieren, vgl. R. Eisler, *Die Hochzeitstruhen der letzten Gräfin von Görz*, in „Jahrbuch der K.K. Zentral-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“, 3.1., 1905, Sp. 65-156, hier Sp. 122.

Elfenbeinarbeiten handelt es sich um Intarsien, die nicht nur im Holz versenkt sind, vielmehr dienten als Unterlage Hornplatten auf die, unter Anwendung einer Zwischenschicht aus Leinen, die aus Elfenbein und Bein bestehenden Schnitzarbeiten aufgebracht wurden.⁷ Sie zählen zudem zu den wichtigsten erhaltenen Beispielen von Elfenbeinintarsien der Frührenaissance.⁸ Für die eindeutige Identifizierung der *Cassoni* als Brauttruhen der Paula Gonzaga ist das erhaltene Inventar von entscheidender Bedeutung, da die Beschreibung der Truhen darin so detailliert erfolgte, dass eine zweifelsfreie Zuordnung möglich war. Im Inventar werden die Truhen wie folgt erwähnt:

„Item zwo grosse truchen von helffandbain außgeschnitzt / mit triumphn und wapen des haws zŵ Mantŷa.“⁹

Das Inventar nennt somit sowohl das Material, Elfenbein, als auch die Dekoration, nämlich die Wappen des Hauses Gonzaga, und die *Triumphe*, das bedeutet Petrarcas *Trionfi*, deren Sujets als Bildschmuck die Längsseiten der Truhen in insgesamt sechs Tafeln, drei auf jeder Längsseite eines *Cassone*, zieren. Paulas Inventar erwähnt ein Exemplar der *Trionfi* in ihrer Bibliothek.¹⁰ Die *Trionfi*, entstanden ca. zwischen 1352-1374, stellen die poetische Übertragung einer Vision des Dichters dar, der, inspiriert von seiner Jugendliebe zu Laura, über das Leben und das menschliche Schicksal nachdenkt.¹¹ Kurz gefasst ist die Moral, dass Amor durch Keuschheit besiegt wird, die jedoch dem Tod nicht widerstehen kann. Stärker als der Tod ist die Fama, doch auch über diese siegt die Zeit, über welche nur die Ewigkeit triumphieren kann.¹² Das zugrundeliegende Thema der edlen Liebe machte die *Trionfi* zu einem der beliebtesten Sujets für die Dekoration von Brauttruhen sowie *deschi da parto*.¹³

Reizvoll ist der Umstand, wie es am Beispiel der Grazer Truhen schön zu sehen ist, dass die einzelnen Szenen jeweils einen Triumphwagen in Verbindung mit der jeweiligen Allegorie

⁷ http://www.beyars.com/de_elfenbein-neuzeit.html [aufgerufen am 25. Mai 2017]; Coudenhove-Erthal, *Reliquienschreine*, 16; vgl. auch S. Ferino-Pagden, *Hochzeit Gonzaga. Die Brauttruhen der Paola Gonzaga und Andrea Mantegna* (Kunsthistorisches Museum Wien in Zusammenarbeit mit den Restaurierungswerkstätten des Bundesdenkmalamtes in Wien, 4. Dezember 2001 – 7. April 2002), Landesmuseum für Kärnten *et al.*, Klagenfurt 2001, S. 35-48.

⁸ Noe, *Trionfi*, 216.

⁹ TLA Inventare A 202.8. f. 9v.

¹⁰ TLA Inventare A 202.8. f. 9r.

¹¹ Noe, *Trionfi*, 209-210.

¹² Ebd. 210.

¹³ Vgl. ebd. 210, 216 und die Literatur in Anm. 7; A. Rieger, *Petrarcas 'Trionfi' im Rezeptionsdreieck Barbara von Brandenburg – Andrea Mantegna – Paola Gonzaga*, in *Zwischen Herrschaft und Kunst. Fürstliche und adlige Frauen im Zeitalter Elisabeths von Nassau-Saarbrücken (14.-16. Jh.)* („Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung“, 44), hrsg. von W. Haubrichs, P. Oster, Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung e.V., Saarbrücken 2013, S. 57-86; P. Schubring, *Cassoni. Truhen und Truhenbilder der italienischen Frührenaissance*, Hiersemann, Leipzig 1915, S. 21-22, 58-60.

ins Zentrum setzen.¹⁴ Damit nimmt das Bildprogramm zugleich Bezug auf das Objekt selbst, die Brauttruhe, die nicht anders als die auf ihr dargestellten Triumphwagen zum Zentrum eines Triumphzuges wurde, nämlich jenes der Braut zu ihrem Ehemann. Während des Brautzuges entfaltete sich somit ein reizvolles Wechselspiel zwischen erlebtem und dargestelltem Triumphzug. In der neuen Residenz der Fürstin, in diesem Fall Schloss Bruck in Lienz, wurden die beiden Truhen als Paar einander gegenüberstehend an die Wand gestellt, weshalb sie immer nur eine geschmückte Schauseite aufweisen, und dienten zugleich als Kasten wie als Schaumöbel.¹⁵ Neben dem humanistischen Bildprogramm, das zur Entfaltung angeregter Gespräche im Frauenzimmer dienen sollte, verdichtet sich solcherart zugleich das Erleben des Brautzugs in diesen Bildern und macht die Truhe damit ebenso zu einem Objekt der persönlichen Erinnerung der Fürstin.

Neben den Grazer *Cassoni* erwähnt Paula Gonzagas Inventar noch weitere Truhen.¹⁶ Von Interesse ist hier das zweite Truhenpaar, das erneut Hinweise auf ein Bildprogramm bietet. Hier heißt es im Inventar:

„Item zwo groß trüchn gemalt mit des Troianischm / kaißer historien sein aüch wol ubergoldett.“

Erst 1905 gelang es dem Kulturhistoriker Robert Eisler diese Zeilen in Verbindung zu setzen mit zwei „große[n] farbige[n] und vergoldete[n] Stuckreliefs“, die der Geschichtsverein für Kärnten in seinen Sammlungen bewahrte und die, so Eisler „in ihrer hiesigen Umgebung doppelt auffallend, selbst in South Kensington oder im Friedrichsmuseum in Berlin nicht verfehlen würden, die Aufmerksamkeit aller Kenner und Freunde italienischer Quattrocentoplastik auf sich zu ziehen.“¹⁷

Eislers Spur führte zum Brautschatzinventar der Paula Gonzaga, wo er die angeführten „Trojanischen Kaiser Historien“ richtig als „Trajanische Kaiser Historien“ las und damit die Klagenfurter Reliefs nicht nur mit Paulas Inventar, sondern darüber hinaus mit einer noch vorhandenen Truhe in der Millstätter Stiftskirche in Verbindung bringen konnte und zugleich auch die Grazer *Cassoni* Paula Gonzaga zuwies. Wie aus einer überlieferten Briefkorrespondenz ersichtlich, waren die Pastigliareliefs vor der Mitte des 19. Jahrhunderts

¹⁴ Zur Bedeutung des Triumphwagens vgl. Noe, *Trionfi*, 209. Schubring hingegen betonte bereits, dass Petrarca nur bei der Darstellung von Amor einen Triumphwagen beschrieben hatte. Daher ist es wahrscheinlich, dass die Betonung des Wagens auf den *Cassone*-Darstellungen sich eher an realen Triumphumzügen orientierte, die Petrarcas *Trionfi* auf Wagen visualisierten, vgl. Schubring, *Cassoni*, 60.

¹⁵ *Circa 1500*, 141-142; vgl. zum humanistischen Erziehungsprogramm für Frauen C. Sporer-Heis, *Humanistische Bildung und weibliche Tugend*, in ebd., 148-149.

¹⁶ „Item zwo groß trüchn gemalt mit des Troianischm / kaiß(er) historien sein aüch wol ubergoldett. / Item vier trüchn aüf den rossn zü fuern zw̄ Röm / gemacht mit leder uberzogen. / Item vier trüchen ut supra gemalt mit grünen mit denn / wapen des haw̄s zw̄ Mantua.“ TLA Inventare 202.8 f. 9v.

¹⁷ Eisler, *Hochzeitstruhen*, Sp. 65.

von den Truhen abgenommen und in den Gängen und Foyers des Stifts Millstatt aufgehängt worden. 1853 wurden sie dem Geschichtsverein für Kärnten übergeben, um sie vor weiteren Schäden, die der Feuchtigkeit geschuldet waren, zu bewahren und in das Kärntner Landesmuseum überbracht.¹⁸ Eine der Truhen war bereits zu dieser Zeit verloren gegangen, denn Eisler hat am Beginn des 20. Jh. nur mehr eine Truhe vorgefunden. Insofern stimmt der Hinweis nicht, man habe eine Truhe in der Nachkriegszeit verheizt, der sich in einem Bericht zu den Restaurierungsarbeiten findet.¹⁹ Für die Jubiläumsfeiern 2000 wurden die Reliefs restauriert und zeitweise auf dem existierenden Truhenkorpus angebracht, um einen Eindruck des einstigen Aussehens zu vermitteln. In dieser einzigartigen Form war die Truhe auch während der Landesausstellung auf Schloss Bruck zu sehen und stellte den krönenden Höhepunkt der Ausstellung dar.²⁰

Dargestellt findet sich auf diesen Reliefs die Legende vom gerechten Urteil des Kaisers Trajan nach Dantes *Purgatorio* (X, 73-93 / 1307-1316).²¹ Kurz gefasst überreitet ein Reiter des Kaisers, als dieser mit seinem Heer aufbricht, ein Kind. Die Mutter des Kindes fordert den Kaiser auf, bevor er weiter zieht, Recht zu sprechen. Wie es sich herausstellt, handelt es sich bei dem Schuldigen um den Sohn des Kaisers. Trajan will nun konsequent an ihm das verkündete Todesurteil vollstrecken, doch bittet die Mutter darum, ihn an Sohnes Statt annehmen zu können. Die Gerichtsszene fand sich noch nicht bei Dante, sondern erst bei den ältesten Dante-Kommentatoren, darunter Jacopo della Lana, dessen Kommentar 1477 in Venedig bzw. Mailand 1477/78 erstmals gedruckt wurde und demnach, als die Truhen der Paula Gonzaga entstanden, brandaktuell war.²² Die Identifizierung des Schuldigen mit dem Sohn des Kaisers dürfte wiederum auf eine spanische Novelle zurückgehen.²³

Nun hat gerade dieses kriegerische Thema – der Auszug des Heeres wie der gewaltsame Tod des Kindes –, in der Forschung Zweifel darüber ausgelöst, ob diese Truhen wirklich als Brauttruhen konzipiert worden waren, oder ob hier nicht eher bereits vorhandener, alter Hausrat der Gonzaga gleichsam wiederverwertet wurde.²⁴ Zweifel an einer eigenen

¹⁸ Vgl. Eisler, *Hochzeitstruhen*, Sp. 65, 89-94.

¹⁹ Vgl. ebd. Sp. 92-102, 122.

²⁰ Eisler stellte auch die Verbindung der Grazer Truhen zu Paula Gonzaga her, Eisler, *Hochzeitstruhen*, Sp. 117-118.

²¹ Ferino-Pagden, *Hochzeit Gonzaga*, 9; W. Buchowiecki, *Zur Meisterfrage der Gonzaga-Cassoni in Klagenfurt*, „Alte und Moderne Kunst“, 7, 1962, S. 15-20, hier S. 15.

²² Eisler, *Hochzeitstruhen*, Sp. 71, Anm. 1; D. Gregori, *Die Brauttruhen der Paola Gonzaga. Zur Herkunft, Ikonographie und Autorenfrage der Cassone-Tafeln im Kärntner Landesmuseum*, in „Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum“, 79, 1999, S. 5-17, hier S. 9.

²³ Eisler, *Hochzeitstruhen*, Sp. 77.

²⁴ Vgl. Eisler, *Hochzeitstruhen*; Buchowiecki, *Meisterfrage*, und noch Gregori, *Brauttruhen*. Buchowiecki glaubte, einen Bezug zu einem brieflichen Auftrag von Paulas Mutter, Markgräfin Barbara von Brandenburg, an den Bologneser Maler Marco Zoppo aus dem Jahr 1463 herstellen und damit den Bezug zu einem eigenen

Konzeption als Brauttruhe löste zudem das Fehlen eines Allianzwappens aus, denn auf der Millstätter Truhe findet sich – wie im Übrigen auch auf den Grazer Truhen – lediglich das Gonzaga-Wappen.²⁵ Nun kann ich für diesen Befund aus der Analyse von Brautschatzinventaren des 14. und 15. Jahrhunderts festhalten, dass es durchaus üblich war, Objekte des Brautschatzes nur mit dem Wappen der Herkunftsfamilie zu schmücken.²⁶ Allianzwappen zieren längst nicht alle Gegenstände des Brautschatzes, vielmehr lassen sich nicht zuletzt anhand der Verteilung der Wappen Aussagen über das politische Programm treffen, das die Herkunftsfamilie den Objekten gleichsam einschrieb.²⁷

Im Fall der Paula Gonzaga sind sowohl die Gonzaga-Wappen wie die Schmückung der *Cassoni* mit literarischen Stoffen aus der *volgare*-Literatur Zeugnisse des erreichten Selbstbewusstseins dieser Gonzaga-Generation.²⁸ Paulas Brautschatzinventar nennt in der Tat vierzehn Bücher in ihrem Besitz, vier davon in *volgare* verfasst, darunter auch ein gedruckter Dante.²⁹ Für den Stoff des gerechten Urteils des Trajan ist neben dem humanistischen Ideal der ethischen Vorbildwirkung des antiken Menschen vor allem das Thema der Mutterschaft ausschlaggebend, um es geeignet für die Dekoration von Brauttruhen zu machen. Schließlich ist erneut das künstlerisch reizvolle Spiel mit Themen zu nennen, die mit dem Brautzug in Verbindung stehen: Aufbruch, Reise und der Zug an sich stellen performative Anknüpfungspunkte an das Erleben der Braut auf der Brautreise dar.

Für alle Truhen, die mit ikonographischem Programm geschmückt waren, haben Kunsthistoriker eine deutliche Beziehung zu Andrea Mantegna, dem Hofmaler der Gonzaga, und Personen aus seinem Umfeld aufzeigen können, während es eher angezweifelt wird, dass er selbst an den Truhen gearbeitet habe.³⁰ Neben diesen Prachttruhen werden noch acht

Auftrag für die angeblich im selben Jahr geborene Paula herstellen zu können, doch ist dies mittlerweile nicht mehr haltbar.

²⁵ Eisler, *Hochzeitstruhen*, Sp. 100-101; Gregori, *Brauttruhen*, 8.

²⁶ C. Antenhofer, *Mensch-Objekt-Beziehungen im Mittelalter und in der Renaissance am Beispiel der fürstlichen Höfe des süddeutschen und oberitalienischen Raums (Habsburg – Tirol – Görz – Wittelsbach – Württemberg – Visconti – Sforza – Gonzaga)*, Habilitationsschrift, Innsbruck 2014, S. 191-526.

²⁷ Vgl. ebd. 318-320, 438-439.

²⁸ Vgl. hierzu C. Antenhofer, *From Local Signori to European High Nobility. The Gonzaga Family Networks in the Fifteenth Century*, in *Transregional and Transnational Families in Europe and Beyond. Experiences Since the Middle Ages*, edited by C. H. Johnson et al., Berghahn Books, New York 2011, S. 55-74.

²⁹ TLA Inventare A 202.8. f. 9r.

³⁰ Vgl. Eisler, *Hochzeitstruhen*; Coudenhove-Erthal, *Reliquienschreine*; Buchowiecki, *Meisterfrage*; Gregori, *Brauttruhen*; R. Milesi, *Mantegna und die Reliefs der Brauttruhen Paola Gonzagas*, Verl. des Landesmuseums für Kärnten, Klagenfurt 1975; Rieger, *Petrarcas 'Trionfi'*; Schubring, *Cassoni*, 155-156. Hughes, der die Truhen knapp und teilweise fehlerhaft behandelt, betont die Verbindung zu Mantegna aufgrund der Tatsache, dass wir wissen, dass Mantegna die Trionfi des Petrarca in Mantua malte, vgl. G. Hughes, *Renaissance Cassoni. Masterpieces of Early Italian Art. Painted Marriage Chests, 1400-1550*, Art Books International, London 1997, S. 66-67. – Doch gibt es keine Belege für diese Annahme.

weitere Truhen im Inventar erwähnt, die einfacher gefertigt waren und offensichtlich vor allem praktische Funktionen als Behälter für den Brautschatz und Möbel erfüllten.

„Item vier trüchn auß den rossn zů fuern zů Röm / gemacht mit leder uberzogen. / Item vier trüchen ut supra gemalt mit grünen mit denn / wapen des haws zů Mantua.³¹

Interessanterweise betont das Inventar, dass vier der Cassoni in Rom angefertigt wurden. Dies kann als Beleg dafür gelesen werden, dass die anderen Truhen in Mantua und damit im Umfeld von Mantegna gefertigt wurden. Eisler hatte fälschlicherweise interpretiert, dass die vier grünen Truhen verwendet worden seien, um darin die geschmückten Cassoni zu transportieren.³² Dies lässt sich aus dem Beleg im Inventar jedoch nicht erkennen und es würde auch der historischen Plausibilität widersprechen, dass man schwere Holztruhen in anderen schweren Holztruhen transportiert. In der Tat wissen wir aus den Quellen, wie umständlich und mühsam der Transport der Truhen war. 1474 zeigt der Briefwechsel von der Brautreise der Schwester Paulas, Barbara Gonzaga, nach Württemberg, die großen Mühen, die es bereitete, die schweren Truhen zu transportieren. Teilweise mussten die Fuhrleute diese auf den Schultern tragen. Man konnte sie schließlich auf einen Wagen laden und einen Stück Weges von Trient nach Neumarkt vorausschicken.³³ Auch die von Paula überlieferte Millstätter Truhe weist beachtliche Maße auf: sie ist 235 cm lang, 98 cm hoch, und 85,5 cm tief.³⁴

Paula und ihre zwölf Brauttruhen, vier davon reich verziert mit farbenfrohen Motiven und kostbaren Einlegearbeiten, müssen somit einen imposanten Eindruck auf ihrer Reise von Mantua in das heutige Osttirol hinterlassen haben. Am Ende erwähnt das Inventar zudem eine innen und außen vergoldete Kutsche, gezogen von vier Pferden, mit der Paula zu ihrem Ehemann zog.

„Item ein schon hangenden wagen wol ubergold / innend und außsennd. / Item vier ross für denn obgemelten wagenn.“³⁵

Von den Themen der Cassonidekoration ergeben sich Verbindungen hin zur Bibliothek, die Paula als Teil ihrer Mitgift mitnahm, und die gleichfalls in ihrem Brautschatzinventar aufgelistet ist. Auf der Suche nach Beweisen für Paulas Bildung sind zudem vor allem ihre erhaltenen Briefe von Bedeutung. Insgesamt sind 56 Briefe erhalten, die eigenhändig von ihr verfasst wurden, sowohl auf Deutsch wie auf Italienisch, da sie keinen Sekretär zu ihrer

³¹ TLA Inventare 202.8 f. 9v.

³² Vgl. Eisler, *Hochzeitstruhen*, Sp. 121; Hughes wiederholt diesen Fehler, vgl. Hughes, *Renaissance Cassoni*, 64-66.

³³ *Barbara Gonzaga. Die Briefe / Le Lettere (1455-1508). Edition und Kommentar deutsch / italienisch*, hrsg. von C. Antenhofer et al., Kohlhammer, Stuttgart 2013, S. 157-158, Anm. 64.

³⁴ *Circa 1500*, 142, Nr. 1-9-7.

³⁵ TLA Inventare 202.8 f. 9v.

Verfügung hatte. Der Inhalt der Briefe ist allerdings enttäuschend, wenn man nach Zeichen humanistischer Bildung sucht. Die Schreiben hatten durchwegs pragmatischen Charakter. Darin unterscheiden sie sich allerdings nicht von den anderen fürstlichen Korrespondenzen der Zeit.³⁶ Fürstliche Briefwechsel des 15. Jahrhunderts können nicht mit den humanistischen Korrespondenzen der Zeit verglichen werden, sondern sie erfüllten vielmehr Funktionen innerhalb des fürstlichen Freundschafts- und Verwandtschaftsnetzes bzw. hatten administrativ-politische Funktion. Wenn somit auch Paulas Briefe von ihrem Inhalt aus keinen Rückschluss auf ihre Bildung erlauben, so belegen diese ihre Bildung allein durch die Tatsache, dass Paula in der Lage war, Briefe auf Deutsch und Italienisch in einer relativ sauberen Schrift zu verfassen.³⁷

Das Bild der gebildeten Paula Gonzaga komplettiert ferner noch Schreibzeug, das sich in ihrem Brautschatz befand, und das sie zweifelsohne zum Verfassen ihrer ebenfalls überlieferten Korrespondenz nutzte.

“Item ein pennal mit aller zugehör z^w schreibfedernn.”³⁸

³⁶ Vgl. vor allem C. Nolte, *Familie, Hof und Herrschaft. Das verwandtschaftliche Beziehungs- und Kommunikationsnetz der Reichsfürsten am Beispiel der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (1440-1530)* („Mittelalter-Forschungen“, 11), Thorbecke, Ostfildern, 2005, S. 313-373; C. Antenhofer, J. Herold, *Der Briefwechsel um Barbara Gonzaga im Kontext des spätmittelalterlichen Korrespondenzwesens*, in *Barbara Gonzaga: Die Briefe / Le Lettere (1455-1508). Edition und Kommentar deutsch / italienisch*, hrsg. von C. Antenhofer et al., Kohlhammer, Stuttgart 2013, S. 50-64.

³⁷ C. Antenhofer, *Fürstliche Briefwechsel zwischen Süddeutschland und Oberitalien im 14. und 15. Jahrhundert*, in *Briefe aus dem Spätmittelalter. Herrschaftliche Korrespondenz im deutschen Südwesten*, hrsg. von P. Rückert, N. Bickhoff, M. Mersiowsky, Kohlhammer, Stuttgart 2015, S. 53-80, hier S. 62-73.

³⁸ TLA Inventare 202.8 f. 8r.

Kärntner Priester im Konzentrationslager

Peter G. Tropper¹

Am Anfang eines Referates über Kärntner Priester im KZ hat - gemäß guter wissenschaftlicher Tradition - die Definition des Themas zu stehen. Während ich mich bei der Definition des ersten Teiles des Titels kurz fassen kann - gemeint sind die Mitglieder des unter der Jurisdiktion des Bischofs von Gurk stehenden Weltklerus einschließlich eines Theologen sowie zweier Ordensangehörige, die in Konzentrationslager eingeliefert wurden und zum Teil dort ihr Leben verloren haben - möchte ich es nicht unterlassen, etwas näher auf das System und die Funktion der nationalsozialistischen KZ einzugehen.

Ausgespart in diesem Überblick bleiben der verfolgte, doch nicht in Konzentrationslager eingelieferte Klerus der Diözese Gurk und das Schicksal des Priesters und Widerstandskämpfers Dr. Anton Granig. Auch ist vorauszuschicken, daß Literatur zum Thema der Kärntner Priester im KZ nur in rudimentären Ansätzen meist biographischer Natur zu einzelnen Geistlichen existiert. Ich stütze mich deshalb für diesen Überblick neben dem von Eugen Weiler herausgegebenem Standardwerk über „die Geistlichen in Dachau“ in erster Linie auf das diesbezügliche im Archiv der Diözese Gurk in Klagenfurt verwahrte Quellenmaterial.

Konzentrationslager waren ein Instrument der nationalsozialistischen Herrschaft zur „Ausbeutung und Vernichtung seiner Gegner.“ In den seit 1933 errichteten KZ des 3. Reiches wurden nicht nur wirkliche und angebliche Gegner aus Politik und Religion (Geistliche beider Konfessionen), sondern auch Kriminelle, sogenannte „Asoziale“, Juden, Zigeuner, endlich Homosexuelle inhaftiert, um teils durch schwerste körperliche Arbeit wie etwa in Mauthausen oder durch sogenannte „Sonder-Behandlung“ - gedacht ist an Phenol-Injektionen oder Vergasen durch das Gift Zyklon-B - zu Tode gebracht, vernichtet, zu werden.

¹ Das vorliegende Manuskript ist der Vortragstext meines Beitrages „Kärntner Priester im Konzentrationslager“, in: Maximilian Liebmann, Hans Paarhammer, Alfred Rinnerthaler (Hrsgg.), Staat und Kirche in der „Ostmark“. Frankfurt am Main u. a. 1998, (=Veröff. des Internationalen Forschungszentrums für Grundfragen der Wissenschaften Salzburg, Neue Folge Bd. 70), S. 411-449, wo auch die entsprechenden Quellenbelege und Literaturnachweise enthalten sind.

Das größte KZ auf österreichischem Boden war Mauthausen, das ab August 1938 von Häftlingen des KZ Dachau aufgebaut werden musste. Es war das einzige KZ der Stufe III auf österreichischem Boden, jener Stufe im Übergang vom Konzentrations- zum Vernichtungslager: Es war die Stufe „für schwer Belastete, Unverbesserliche, auch gleichzeitig kriminell Vorbestrafte und Asoziale, d.h. kaum noch erziehbare Schutzhäftlinge.“

Die Lager waren der ordentlichen Gerichtsbarkeit entzogen. Die Zwangsarbeit der KZ-Insassen bildete vor allem ab dem Frühjahr 1942 einen wichtigen Teil der Rüstungsindustrie des 3. Reiches. Um der Bevölkerung die Greuel zu verhüllen und Kritik auszuschalten, wurde „um die KZ ein Gürtel des Schweigens gezogen.“

Innerhalb der KZ hatte sich „ein System der kontrollierten Häftlings-Selbstverwaltung“ entwickelt. Jeder Block, eine Wohneinheit, hatte einen Blockältesten, deren Vorgesetzter der Lagerälteste war. Die Arbeitskommandos wurden von Kapos geleitet, Häftlinge, die weitgehende, teils auch unumschränkte Vollmacht über die ihnen unterstellten Mithäftlinge ausübten. Dieses System diente dem Ausbau einer Hierarchie unter den Gefangenen und wirkte als verlängerter Arm der Lagerführung.

Der Tagesablauf der Häftlinge im Sommer sah folgendermaßen aus: Wecken um 4.45 Uhr, Zählappell 5.15 Uhr, Arbeit von 6-12 Uhr, Mittagspause von 12-13 Uhr, Arbeit von 13-19 Uhr, danach Zählappell und Ausgabe des Essens. Im Winter wurde um 5.15 Uhr geweckt, Beginn und Ende der Arbeit in den Steinbrüchen richteten sich nach der Dunkelheit.

Nach dieser einleitenden Vorbemerkung zur Frage: Um wen geht es, wer waren die Kärntner Geistlichen, die Dachau, Mauthausen, Flossenbürg und Oranienburg kennengelernt haben? Immerhin waren es mehr als zwanzig Priesterpersönlichkeiten aus Kärnten, die die Konzentrationslager von Innen sahen.

Ihre Namen seien hier genannt:

Drobiunig Josef, wegen „Unterlassung der rechtzeitigen Anzeige von Banditenumtrieben.“

Fertala Franz, wegen „Geldsammlung im Ausland“, später wegen „Slowenenseelsorge in der Diözese Passau“.

Koperek, Dr. Anton, wegen „Polenseelsorge und Versehngängen zu Kranken“. Er starb am 10. November 1942 in Dachau.

Kutej Anton wegen „Unterschriftsverweigerung im Wehrpaß“. Er starb am 19. Februar 1941 in Dachau.

Leeb Marzell. In Haft seit November 1939. Gestorben in Gusen bei Mauthausen am 1. November 1940.

Lexner Eduard wegen „Hörens fremder Sender.“

L'hoste Nikolaus wegen Jugendseelsorge.

Nadrag Alois. Ursprünglich wegen „Hörens fremder Sender“ verhaftet, dann wegen „unkluger Äußerung in einem Brief an einen Lagerinsassen nach Außen“ neuerlich verhaftet und nach Dachau geschickt.

Petritsch Johann vermutlich wegen Erteilung des Religionsunterrichtes in slowenischer Sprache.

Ploner, Dr. Johann wegen „Behauptungen ..., die geeignet sind, das Wohl des Reiches und das Ansehen der Reichsregierung schwer zu schädigen“. Außerdem hatte „sich Dr. Ploner während der Systemzeit durch eine sehr radikale Einstellung gegen den Nationalsozialismus hervorgetan“. Auch „Unterstützung der Slowenen“ wird als Verhaftungsgrund angegeben.

Pollak Josef weil er „als Geistlicher in offener und versteckter Form gegen den Staat hetzt, das Vertrauen der Bevölkerung zur Staatsführung zu untergraben unternimmt und zu der Befürchtung Anlass gibt, er werde sein staatsfeindliches Verhalten auch weiterhin fortsetzen und insbesondere während des Krieges den Zusammenhalt der inneren Front zu stören suchen.“ Gestorben am 25. Juli 1940 in Oranienburg.

Räb Karl. In Haft vom 3. Mai 1944 ohne Angabe eines Haftgrundes.

Schuster, Dr. Otto wegen angeblicher Homosexualität, gestorben am 25. August 1942 in Dachau, nach anderen Quellen vergast in Hartheim.

Singer Stefan wegen des Aufklebens einer Briefmarke mit dem Portrait Dollfuß'.

Verhniak Josef. In Haft ab Herbst 1942, Haftgrund unbekannt, der Literatur nach „als Slowenenpfarrer politisch verdächtig“.

Zeichen Rudolf. In Haft seit Mai 1944 vermutlich wegen Wehrkraftzersetzung, nach anderen Quellen wegen Durchführung einer Wallfahrt trotz Verbotes durch die politischen Behörden.

Zu diesen Gurker Diözesanpriestern kam noch der Theologe Franz Pörsch, in Haft seit 1. Dezember 1943 wegen „Banditenbegünstigung“, also Verbindung mit Partisanen. Es handelte sich dabei um „Sippenhaftung, weil Mutter und Schwester bei den Partisanen sind.“ Darüberhinaus wurde auch P. Johann Lenz SJ in Reisberg im Lavanttal als Dollfuß-Anhänger und wegen Reden gegen das Regime verhaftet - er gehörte dem Jesuitenkonvent in St. Andrä im Lavanttal an. Nach den Aufzeichnungen des Mörttschacher Pfarrers Nikolaus L'hoste wurde auch ein Tanzenberger Olivetanerpater aus Polen nach Dachau eingeliefert, der wahrscheinlich in Hartheim bei Linz zusammen mit weiteren polnischen Geistlichen vergast wurde. Es muß sich dabei um Dr. phil. Theodor Ryglewski aus Gartental in Polen handeln. Zwei weitere Weltpriester aus dem ab 1941 von der Diözese Gurk seelsorglich betreuten „besetzten Gebiet“ in Oberkrain, Johannes Hornböck und Matthias Munda, wurden ebenfalls nach Dachau gebracht. Hornböck starb am 5. August 1942 den Hungertod in Dachau, Munda mußte nach einer Verletzung im Steinbruch von Flossenbürg der rechte Arm amputiert werden. Er, den man wegen Spionage-Verdacht inhaftiert hatte, gelangte lebend nach Unterdrauburg/Dravograd zurück. Karl Zwaka aus Schlesien war im Oktober 1916 in das Klagenfurter Priesterseminar eingetreten und am 24. Juni 1917 zum Priester geweiht worden. Im Juli 1920 wurde er auf dringendes Bitten des Erzbischofs von Gnesen-Posen aus der Diözese Gurk entlassen und ging in die Diözese Gnesen. Von ihm wird berichtet, daß er am 7. oder 8. Dezember 1940 auf dem Transport von Mauthausen-Gusen nach Dachau im Eisenbahnzug in Gegenwart mehrerer Zeugen ermordet wurde.

Nicht eindeutig verifiziert werden konnte bisher der KZ-Aufenthalt des Stadtpfarrers von Ferlach, Dr. Edgar Geramb, der wegen „Beschimpfung der Wehrmacht“ und „Verfehlung gegen den inneren Frieden des Reiches“ am 15. Oktober 1940 in Klagenfurt zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Wie kam man als Priester in das KZ? Ein exemplarisches Beispiel, dargestellt am Fall des Pfarrers Alois Nadrag, möge dies verdeutlichen. Nadrag, Pfarrer von Schiefling am See seit 1929, war erstmals am 16. September 1939 von der Gestapo verhaftet worden. Grund der Verhaftung war das Hören ausländischer Radiosendungen. Um seine Entlassung aus der Haft zu erreichen, gab Nadrags Vater bei der Gestapo an, seine beiden Söhne hätten an den Folgen des „1. Weltkrieges zu leiden und seien nicht voll zurechnungsfähig.“ Eine amtsärztliche Untersuchung fand statt, es konnten keine Abnormitäten im Verhalten Nadrags festgestellt werden.

Für den 23. November 1943 wurde Nadrag erneut in das Gebäude der Gestapo Klagenfurt zitiert. Er teilte dies dem Bischöflichen Gurker Ordinariat mit der Bemerkung mit: „Ein besonderer Tatbestand kann wohl nicht vorliegen. Dagegen spricht die alzu [!] freundliche Vorladung.“ Der handschriftlichen Notiz des Ordinariatskanzlers Josef Kadrass auf diesem Schreiben zufolge handelte es sich beim „Tatbestand“ um eine „unklugen Äußerung in einem Brief.“

In der Folge wurde Nadrag am 18. Jänner 1944 von der Gendarmerie verhaftet und nach Klagenfurt gebracht. Wiederholte Erkundigungen des Ordinariates nach der Ursache dieser Verhaftung blieben erfolglos. Am 9. Februar erfuhr Kadrass bei einer Vorsprache beim Leiter der Gestapo, „daß das Ordinariat beschuldigt wird, gegen die übernommene Verpflichtung im Jahre 1939 den Pfarrer Alois Nadrag angestellt zu haben. Es wurde von der Gestapo am 6. Dezember 1943 deshalb der Antrag nach Berlin gestellt, auf Kriegsdauer Herrn Nadrag in ein Karzett [!] zu verbringen.“

Gegen diesen Vorwurf wurde am 11. Februar durch ein Schreiben des Kapitelvikars Dr. Andreas Rohrer, damals bereits Erzbischof von Salzburg, bei der Gestapo Klagenfurt eine Sachverhaltsdarstellung eingereicht. Diesem Schriftstück ist zu entnehmen, daß Nadrag „sich in einem Schreiben vom 23. Juli 1940 an den Herrn Regierungsrat Dr. Weimann [gewandt habe; er] bat darin, auf das Ordinariat einzuwirken, daß die Versetzung in den Ruhestand nicht zustande käme. Trotzdem wurde am 29. Juli 1940 Herr Pfarrer Nadrag in das Fb. Ordinariat geladen und hat dort am gleichen Tag die Resignation auf die Pfarre Schiefing bedingungslos unterschrieben und um Versetzung in den Ruhestand gebeten.“

Weitere Gespräche des Ordinariatskanzlers mit der Gestapoleitung im Falle Nadrag fanden am 19. Februar und am 30. März 1944 statt. Zum 28. April findet sich die Notiz des Kanzlers: „Bei der Rücksprache mit Herrn Ob. Reg. Rat Dr. Berger, dem derzeitigen Leiter der Gestapo Klagenfurt wurde dem Unterzeichneten mitgeteilt, daß Herr Nadrag über Auftrag des Gestapo-Hauptamtes Berlin in das Lager kommt. Die Form ist allerdings die mildeste: Konzentrationslager I. Für etliche Monate müsse er jedenfalls hinaus, dann ließe sich über die Angelegenheit reden.“

Am 29. April war es Kadrass noch möglich gewesen, Nadrag im Gefängnis zu besuchen und seine Wünsche (Kleider, Brevier, Wäsche) entgegen zu nehmen. Vom 20. Mai 1944 datiert ein Schreiben Nadrags aus Dachau an den Ordinariatskanzler, in welchem er einige Utensilien wie Schuhe, Nähzeug,

Sicherheitsnadeln, Knöpfe usw. erbat. Diese Dinge gingen am 16. Juni 1944 nach Dachau ab.

Alois Nadrag hat das KZ überlebt: Auf dem Todesmarsch nach Tirol gelang ihm die Flucht. Er kehrte, nachdem er zu Fuß die noch verschneiten Tauern von Gastein nach Mallnitz überstiegen hatte, in seine Heimat zurück. Er starb am 13. Oktober 1983.

Im folgenden soll anhand der schriftlichen Quellen dreier Geistlicher kurz der Ablauf des Lebens im KZ, von der Hinfahrt, besser Einlieferung, bis zur Enthftung oder Flucht, vorgeführt werden. Es handelt sich bei diesen Quellen um den Erlebnisbericht des Pfarrers Johann Petritsch, den dieser im Mai 1963 dem Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes übermittelte, sodann um Auszüge aus der Korrespondenz des Dechanten Stefan Singer, die dieser von Ravensbrück und Dachau aus geführt hat, schließlich um die autobiographischen Aufzeichnungen des Pfarrers Nikolaus L'hoste, die dieser nach seiner Flucht aus Dachau und Rückkehr in die Heimat verfasst hat.

Damit kann gleichzeitig ein methodisches Problem im Umgang mit zeitgenössischen Quellen angerissen werden: Während etwa Singers Briefen eine Qualität sui generis als Quelle zukommt, die in ihrer Glaubwürdigkeit und Authentizität nicht gemindert wird durch das Bewußtsein, daß jedes Schreiben aus dem KZ die stehende Formel „es geht mir gut, ich bin gesund“ enthalten sollte, handelt es sich bei den beiden übrigen Erlebnisberichten um Quellen, die aus der Erinnerung der Betroffenen niedergeschrieben worden sind und denen eine Stellung zwischen Bericht und Arbeit an der eigenen Identitätsfindung, um überhaupt mit dem Erlebten fertig werden zu können, zukommt. Dabei bieten diese Quellen sowohl hinsichtlich ihrer erzählten Lebensgeschichte in rückblickenden Konstruktionen als auch hinsichtlich der Bewältigung des Erlittenen eine sehr große Bandbreite der Kritik für den Historiker.

Darüber hinaus bleibt auch der Zeitpunkt der Niederschrift zu berücksichtigen: Während der kurze Bericht von Pfarrer Petritsch aus dem Jahre 1963 stammt und damit eine Distanz von nahezu 20 Jahren zu überbrücken sucht, wurden die Aufzeichnungen L'hostes nach seiner Rückkehr nach Mörttschach bis in das Jahr 1950 angelegt. Auch die Voraussetzungen, die zum Entstehen dieser Quellen führten, waren grundsätzlich verschieden. Während Petritsch ebenso wie Johann Ploner erst nach entsprechender Aufforderung ihre Texte verfaßten, fand L'hostes Darstellung im Memorabilienbuch seiner Pfarre

Aufnahme; er hat damit wohl aus eigenem Antrieb begonnen und vermutlich, um es sich „von der Seele“ zu schreiben. Die Gegenüberstellung der Quellen erlaubt zu zeigen, wie unterschiedlich die Haft im selben Konzentrationslager erlebt wurde, wie verschieden auch die stattgehabten Erlebnisse von Betroffenen erinnert werden. Mit der Nebeneinanderstellung dieser unterschiedlichen Quellen wird auch versucht, einen Schritt in Richtung der von Johann Baptist Metz geforderten „anamnetischen Kultur“ zu setzen.

Relativ dürftig sind die Auskünfte, die Pfarrer Petritsch dem Dokumentationarchiv zukommen ließ; er schrieb:

„2.) Meine Erlebnisse: Vieles habe ich vergessen. Die meisten Einzelheiten sind mir nicht mehr im Gedächtnis. Ich bin Slowene und auch meine dam. Pfarrgemeinde (St.Egyden a/Drau) hatte bzw. hat zum Grossteil slowenische Bevölkerung. Ich munterte die Leute öfters zur Treue zur eigenen Muttersprache ... auf:

3.) Der Grund meiner Inschutzhaftnahme am 6. April 1941 dürfte auch das Eintreten für die Ehre u. Rechte der Muttersprache ... gewesen sein.

4.) In Schutzhaft war ich mit einigen Priestern und etlichen Laien in Klagenfurt bis Ende April 1941. Dann musste ich die Pfarre St. Egyden a.d. Drau mit dem 10. Mai 1941 verlassen und mich als Pfarrprovisor nach Bodensdorf am Ossiacher See begeben.

5.) Von hier brachte mich die Geheime Staatspolizei nach einer Zeit und aus unbekanntem Grunde in das Konzentrationslager Dachau in Bayern, wo ich bis zum Ende des Weltkrieges bleiben musste. Ich war mit einigen kathol. u. auch einem evangel. Pastor beisammen. - Bei Nacht auf gemeinsamen Stellagen. - Bei Tag mussten wir meist im nahen Steinbruch bei karger Kost schwere Arbeiten verrichten. ... Zeuge bin ich auch, dass Häftlinge über einen Felsen in die Tiefe gestürzt worden sind, wo sie todt liegen blieben.

6.) Die Verpflegung war mangelhaft. Messelesen durften wir nicht. Wenn wir am nahegelegenen Krematorium vorbeimussten, fielen uns grosse Haufen von aufgelagerten ausgehungerten Leichen (Skeletten) auf.

7.) Auch das habe ich in Dachau erlebt, dass ein Sohn seinen eigenen Vater in den Verbrennungsofen befördern musste.

8.) Ueberhaupt spielte tagtäglich der Gummiknüppel (Gummiknüttel) im Konzentrationslager bei verschiedenen Justifizierungen, Bestrafungen und Zurechtweisungen eine mahsgebliche Rolle.

9.) Das Konzentrationslager Dachau war ringsum mit einem hohen Drahtzaun umgeben, aber trotzdem kamen des öfteren Fluchtversuche von Häftlingen vor. Bei Misslingen solcher erfolgten strengste Bestrafungen (Zwangsarbeitenverschärfung, Verpflegungsminderungen usw).“

Umfassendere Eindrücke gewinnt man aus den Briefen Stefan Singers. Aus seiner Feder liegt eine Korrespondenz beachtlichen Umfanges vor. Es sind knapp 50 Briefe erhalten, die er aus dem KZ an Verwandte oder das Gurker Ordinariat sandte. Die Veröffentlichung dieser Schreiben gemeinsam mit mehr als 30 Briefen aus Fölling bei Maria Trost, wo der Haftentlassene und Gauverwiesene die Zeit bis zu seinem Ableben verbringen mußte, wird in absehbarer Zeit erfolgen. An dieser Stelle ist Frau Mag. Berta Luschin für das große und keineswegs selbstverständliche Entgegenkommen, Einsicht in die von ihr angefertigte Transkription der Singer-Briefe zu erhalten, herzlich zu danken.

Singers erster Brief stammt vom 1. Juli 1940. Darin teilt er seiner Schwester aus dem KZ Sachsenhausen in Oranienburg bei Berlin mit: „Zwei Tage nach Deinem letzten Besuche wurde mir die Ueberstellung angezeigt. Ich hoffte nach Ferlach aus wirtschaftlichen Gründen, landete aber Ende Juni im hiesigen Barackenlager. Da man anher keine Pakete senden darf, hole meine Winterkleidung, Schuhe, Wäsche u. dgl. in Klagenfurt ab, nur Geld schicke mir anher mit Postanweisung.“

Quer durch die ganze Korrespondenz Singers zieht sich die Sorge um das Wohl seiner Verwandten, aber auch seiner Pfarre und deren Bewohner in spiritualibus und temporalibus. Naturgemäß nehmen Fragen der Seelsorge, etwa die Bitte um ein Brevier, die Sorge um geistliche Mitbrüder breiten Raum in diesen Briefen ein.

Darüber hinaus erhielt den alten, nunmehr 70jährigen Mann sein historisches Interesse aufrecht, das sich in den einzelnen Bänden seiner Kultur- und Kirchengeschichte zeigt. Mit großer Anteilnahme erkundigte sich Dechant Singer von Dachau aus über die Verbringung des von ihm geordneten Pfarrarchives von Tainach in das Gurker Ordinariat nach Klagenfurt.

Am 15. Juni 1942 teilte KZ-Häftling Singer seiner Schwester mit: „Der 1. Juni war für mich ein Glückstag, da mir nach zweijähriger Entbehrung jeglichen Schreibmaterials ein Heft mit Bleistift eingehändigt wurde. Nun kann ich zum Zeitvertreib und meinem Vergnügen an der Fortsetzung der Kultur- und Kirchengeschichte arbeiten. ... Für eine Drucklegung ist freilich keine Aussicht,

doch bleibt auch das Manuskript eine Kulturarbeit.“ Ende Juni berichtet er, bereits „120 Quartseiten, wenngleich lückenhaft, beschrieben“ zu haben.

Lebensmittelsendungen und die Bitte um religiöse Literatur sowie Bekleidung und Schreibmaterial sind Gegenstand der Korrespondenz Singers im Jahr 1943. Seinen eigenen Zustand im Herbst 1943 beschreibt Singer in einem Brief an das Gurker Ordinariat: „Mir geht es Gott Lob, seitdem ich Sonderhäftling geworden, recht gut. Der freie Empfang der h. Sacramente, Umgang mit einigen Mitbrüdern, bessere Bewegungsfreiheit und Kost macht uns den hiesigen Aufenthalt ganz angenehm. Auch die Beschränkung des Briefverkehrs ist aufgehoben, sowie die Zusendung von Lebensmittelpaketen freigegeben. So bin ich mit Nahrungsmitteln und Lektüre gut versorgt. Unser Convent führt ein Leben wie die ersten Christen zu Jerusalem. Überdies verleiht mir die Vorsehung Gottes einen guten Gesundheitszustand, währenddem sie manchen Mitbruder in ein besseres Jenseits abberief.“

Seiner Schwester teilt Singer am 14. Dezember 1943 mit: „In einem Monat werden es am 17.1.1940 [!] vier Jahre sein, seit meiner Verhaftung oder 1460 Tage des Leidens. ... Mache Dir die freudige Mitteilung, dass ich aus der Haft entlassen bin, aber in die Heimat darf ich nicht, sondern werde in ein Kloster bei Maria Trost bei Graz - morgen oder übermorgen - überstellt werden. Dort könnt Ihr mich besuchen. Adresse folgt von dort. Deo gratias.“

Daß Singer trotz allem sein Humor nicht abhanden kam, beweist die folgende Passage aus einem Brief vom 30. September 1943, in der er seine Schwester um ein Kochrezept für Haidensterz ersucht. Weiter heißt es: „Bitte das Lachen zu verhalten, wenn ich Dich um Anhersendung von Dingen ersuche, die kleinlich und lächerlich sind, aber andererseits in der Küchenwirtschaft sehr notwendig sind. So benötige ich einen Kratzel, um die Nägel beim Reinigen der verschiedenen Abwaschgefäße zu schonen. Auch eine Mausfalle wäre erwünscht, da im Herbst die Feldmäuse in die Menschenwohnungen flüchten. Beim Messelesen fehlt uns das Glöcklein... In der Kapellenzelle fehlt der Weihbrunnkessel. Könntest Du nicht einen aus dem Pfarrhause schicken....?“ Als Gegengabe für das Sterzrezept sandte Singer im Oktober 1943 ein Rezept für Kartoffelpuffer aus Dachau, „wie wir sie hier manchmal mit großem Appetit essen.“

Die weitere Korrespondenz Singers, der Anfang 1944 in das Gut Fölling bei Maria Trost, einem Besitz des Grazer Elisabethinenklosters, übersiedeln konnte, ist, mit wenigen Ausnahmen, für das gegenständliche Thema nicht mehr von Belang.

An dieser Stelle sei kurz über das geistliche Leben in Dachau berichtet, ein Exkurs, der sich auf das Werk „Christus in Dachau“ von P. Johann M. Lenz stützt: Am 7. Dezember 1940 kamen Priester aus dem KZ von Buchenwald, die drei Wochen zuvor Brevier und Rosenkranz zurück erhalten hatten und von der schweren Handarbeit befreit worden waren, in Dachau an. Am 8. Dezember folgten ihnen rund 150 Priester aus Gusen und Mauthausen, die Geistlichen aus dem KZ Sachsenhausen trafen am 15. Dezember ein. Damit war Dachau zum eigentlichen KZ für die Geistlichen geworden.

Die Einrichtung einer Kapelle auf Block 26 erfolgte am 15. Jänner 1941, eine Woche später, am 22. Jänner, fand der erste Gottesdienst darin statt. Am 25. März fand die Enthebung der Priester aus den Arbeitskommandos statt. Ende März setzte eine Kostaufbesserung für die Geistlichen ein. Im Mai wurde täglich abends eine kurze Maiandacht gehalten, die im Juni als Abendandacht fortgesetzt wurde. Am 17. September 1941 erklang die Schubertmesse erstmals in Dachau. Ebenfalls im September kamen alle reichsdeutschen Priester auf Block 26, die polnischen auf 28 und 30.

Das Jahr 1942 ist als das „Hungerjahr“ in die Geschichte Dachaus eingegangen: Von Juni bis September starben 60 Geistliche auf Block 26, Hunderte polnische Priester aber auf Block 28 und 30. Erst im Oktober kamen die ersten Lebensmittelpakete, die, ab November offiziell erlaubt, die Rettung vor dem Hungertod waren.

Im Jänner 1943, dem „Typhusjahr“, gestattete man den Priestern die Sonntagspredigt, gleichzeitig wurde die Erlaubnis erteilt, sterbende Priester zu versehen. Zahlreiche Geistliche wurden im Krankenrevier angestellt, erlangten aber auch andere Vertrauensposten. Seit März 1943 durfte täglich ein anderer zelebrieren. Dennoch: sozialpolitische Kämpfe der Mithäftlinge gegen die sogenannten „Pfaffen“ im Lager machten den Priestern das Leben zur Hölle.

Mit 1. Mai 1944 wurden die Priester aus allen guten Posten entlassen. Am Abend des 10. Oktober erging der Aufruf an die deutschen Häftlinge zur freiwilligen Militärmeldung. Die Priester lehnten dies mit Berufung auf das kirchliche Recht ab.

Ende Jänner 1945 brach erneut eine Typhusepidemie aus, die vor allem die Blöcke 19, 21, 23, 25, 27, 29 und 30 traf. Mehrere Priester vom Block 26 übersiedelten auf Typhusblöcke als Pfleger und Personal. Noch nach einer großen Entlassungswelle aus Dachau ist am 7. April 1945 ein nächtlicher SS-Überfall auf Block 28 und 26 um halb 12 Uhr zu verzeichnen: Man suchte bei

den Priestern nach Waffen. Seit 15. April 1945 wurden wöchentlich 50 hl. Messen in der Lagerkapelle gefeiert. Am 26. April erfolgte die Abfahrt der Sonderhäftlinge in zwei Autobussen, tags darauf begann für die übrigen Häftlinge der Todesmarsch. Am 29. April 1945 wehte die weiße Fahne im Lager und um halb 6 Uhr abends war die Befreiung erfolgt.

Aus Singers Briefen gingen die Lebensbedingungen eines Geistlichen hervor, der die Stellung eines Sonderhäftlings im KZ Dachau innehatte und im Wesentlichen isoliert sowohl vom rauen Alltag als auch von den übrigen Gefangenen war.

Als dritte Quelle sollen nun die Aufzeichnungen des Pfarrers Nikolaus L'hoste vorgestellt werden, der am längsten von allen Kärntner Geistlichen, seit dem März 1939, im Kerker und in verschiedenen Konzentrationslagern gebüßt hatte, dem dennoch im Jahre 1945 die Flucht gelang. Er berichtet von seinem Abtransport aus dem Klagenfurter Gefängnis in das KZ:

„Am 6. September [1939], sechs Tage nach dem Überfall auf Polen und Beginn des 2. Weltkrieges, wurde plötzlich die Zellentür aufgerissen und ich ... aus dem Kreis der Zellengenossen herausgeholt und zum Dachautransport aufgestellt. Rund sechzig andere Leidensgenossen aus anderen Zellen gesellten sich zu uns, ..., aber auch Kriminelle, Zigeuner und Straßendirnen. Die besonders „Gefährlichen“ wurden in Ketten gelegt; mein Kettengenosse wurde - mit boshafter Absicht ..., ein kleiner, zerfetzter, barfuß-laufender, sehr schmutziger Zigeuner. [Einer] ... wurde an eine Hure gefesselt. Fast hätte mir das gleiche Los passieren können. So wurden wir an den zahlreichen Passanten vorbei durch Klagenfurts Straßen zum Hauptbahnhof getrieben, umzingelt von zahlreichen schwer bewaffneten Polizisten und Gestapomännern. Unter größtem Aufsehen - viele der sechzig „Verbrecher“ wurden ja von Bekannten erkannt, wurden wir in einem eigenen Wagen an den Schnellzug gehängt und bei dichtem Nebel ging es Salzburg zu. ...

Alle Gefangenen mußten „Habt Acht“ sitzen mit den gefesselten Händen auf den Knien, den Blick unverwandt zur Lampe am Plafond gerichtet. Gesprochen durfte nicht werden; die Fenster blieben trotz der schlechten Luft und später der Hitze geschlossen. Bei jedem [Pag.96] Fenster stand oder saß ein bewaffneter Polizist oder Gestapomann, ebenso vor den Türen. ... Wegen des „Habt Acht“-Sitzens todmüde und zu Tode betrübt in Salzburg angekommen, ging der Marsch der „Verbrecher respektive Staatsfeinde“ wieder zu Fuß durch

die Stadt zum Gestapokerker. Er war überfüllt. So schleppte man uns - natürlich wieder gefesselt und bewacht, ins Landesgerichtsgefängnis. Mein Zigeunerfreund und ich als Priester in Klerikerkleidung machten das meiste Aufsehen auf den Straßen. Oft hörte ich Ausdrücke des Staunens, des Unwillens, ja sogar den Gruß: "Gelobt sei Jesus Christus." Die große Salzburger Zelle war rein. Manche Leidensgenossen, die gläubig waren und den Ernst unserer Lage kannten, baten mich in dieser Zelle um die heilige Beichte.

Am 8. 9. 39 ging unser Transport, inzwischen durch Salzburger, Oberösterreicher und Wiener, auch Juden vermehrt, auf noch schlimmere Art nach München. Ich wurde gefesselt mit fünf anderen Kameraden bei glühender Hitze im Gefangenenwagen in eine enge vergitterte Zelle gesperrt, die Platz hatte für zwei Personen. Da standen wir Sechs nun in qualvoller Enge bis München. ... In München war die Behandlung d.h. die Mißhandlung, ungleich schwerer als bisher. Auf dem Bahnhofplatz von SS-Leuten unter Hohn, Gelächter, Flüchen, Kolbenschlägen und Fußtritten in den „Grünen Heinrich“, i.e. den vergitterten, verschlossenen Gefangenen-Autobus gestoßen, landeten wir bald im berüchtigten Kerker der Gestapo, Dittelsbacher Palais, mit unbeschreiblichen Zuständen. Schmutz, Überbelag. In eine Zelle gepreßt, wo höchstens acht bis zehn Personen Platz hatten, lagen nun über 50 Gefangene.

Nach schrecklicher Nacht gab es am 9. 9. beim Besteigen der SS-Autos zur Fahrt nach dem etwa 15 bis 17 km entfernten Dachau schwere Mißhandlungen, Fußtritte in den Unterleib, Faustschläge und Stöße ins Gesicht, die Herzgegend und unter das Kinn, sodaß es mehrere Verwundete und Ohnmächtige gab. Das Herz krampfte sich jedem zusammen, als wir in scharfer Fahrt durch das schwere Tor in das Verwaltungsviertel der SS-Siedlung Dachau einlenkten und bei den Aufnahmebüros vor dem Hauptturm A des Lagers aufgestellt wurden, jenseits des Stacheldrahtes unsere zukünftige Leidenstätte sahen. Da ich schon für das Verbrecher-Album in Klagenfurt fotografiert und daktyloskopiert war, blieb es mir in Dachau erspart. Die Akten folgten ja mit.

In langer Kolonne neben dem Kanal aufgestellt, musterten uns die modernen Sklavenhalter; als man zu mir kam, mußte ich vortreten, eine große SS-Meute umlagerte höhnend und mißhandelnd den „Saupfaff“, der laut Klagenfurter Vermerk Dachau nicht mehr lebend verlassen durfte. Hier hörte ich aus den Akten, wie man sich auf Fürstbischof Dr. Adam Hefter berief, dem ich ungehorsam gewesen sei, als er mir jede Stellungnahme [Pag.97] gegen den Nationalsozialismus verboten hätte. SS-Männer schlugen mit Knüppeln unbarmherzig auf uns ein; unsere Gesichter waren blutüberströmt, alle waren

bald unkenntlich, keiner sah mehr aus den Augen. Ich wurde, um besonders auffällig zu sein, mehrmals stark eingeseift und so vor die Front gestellt, in glühender Hitze. Man brachte mir einen Strick, befahl mir, ein Marienlied zu singen, führte mich zu einer Pappel am Kanal und gab mir unter Mißhandlungen den Befehl, mich aufzuhängen. Mit verbissenen Lippen, den Blick starr ins Weite gerichtet, hielt ich aus, bis bei allen die Aufnahmeformalitäten beendet waren, das große eiserne Tor im Turm A sich öffnete und wir über den riesigen Lagerplatz zum Bad geführt wurden. ...

Im Vorraum des riesigen Brausebades mussten wir uns splitternackt entkleiden, mehr als 200 Mann zugleich. Da half kein Schamgefühl. Alle Kleider, Wäsche, Schuhe, Geld, Uhr usw., auch Rosenkranz und Brevier wurden in Papiersäcke verstaut und deponiert. Später verbrannte mir mit rund 40.000 Kameraden Alles bei einem Fliegerangriff restlos. In einem zweiten Vorraum wurden uns danach von Gefangenen im Beisein der zahlreichen SS alle Körperhaare vom Kopf bis zu den Füßen entfernt. ... Mit Ochsenziemern tracktiert, blutend von deren Streichen und den Messer- und Scherenschnitten beim raschen Enthaaren flüchteten wir unter die zahllosen Brausen im Bad. Auch dabei gab es unbeschreibliche Sadismen. Mit Vorliebe hielten die SS-Männer ganz plötzlich einen stark strömenden Wasserschlauch mit kaltem Wasser dem Einzelnen ins Gesicht, den Mund, sodaß manche fast erstickten, und wieherten vor sadistischer Lust.

Nebenan lagen Lagerkleider (Zebragewand); meist zu eng und klein. Es half nichts, blitzartig mußte jeder nehmen und anziehen, was ihm zugeworfen wurde, mochte es passen oder nicht. So sahen wir uns bald als die reinsten Faschingsnarren wieder. Später vermittelten mir Freunde passendere Größen. An Tischen saßen längs der Fenster Gefangene, die unsere Personalien aufnahmen und uns für die einzelnen Baracken bestimmten. ... Blitzschnell verbreitete sich im ganzen Lager die Kunde vom neuen Kärntner Transport mit einem Geistlichen dabei. Als wir dann noch zwei bis drei Stunden gegen Abend splitternackt vor der Revierbaracke auf die ärztliche Beschau warteten, kamen hunderte Kärntner, Österreicher herbei, mich zu interviewen; ... Freunde retteten mich vor dem sofortigen „Lager im Lager“, der verschärften „Strafkompanie“, wohin alle „Pfaffen, Juden, Bibelforscher und Homosexuelle“ automatisch kamen. „Vaterländische“ und Kommunisten sorgten gemeinsam dafür, daß ich auf einen sogenannten „Nobel-oder Besuch“-Block kam, Baracke Nr. 4. Ich bekam ein karges Mahl, man zeigte mir meinen Strohsack, belehrte

mich über dies und das, und so kam nach hartem ersten Tag in Dachau eine harte schlaflose, angstvolle erste Nacht in Dachau. [Pag.98]

Drei Tage wurden wir „Neulinge“ dann auf dem großen Appell-Platz des Lagers „geschliffen“; d.h. SS-Männer mißhandelten uns auf alle erdenkliche Art und auf unmöglich scheinende Weise, z.B. durch Exerzieren in glühender Sonnenhitze auf dem staubigen Platze, wir mußten stundenlang in „Kniebeuge“ hüpfen, wie Frösche, stundenlang im Laufschrift von Prügeln, Hundspeitschen und Fußtritten getrieben, den Platz umkreisen, stundenlang uns über den staubigen Platz wälzen usw. Total erschöpft, verdurstend, blieben viele liegen. An jedem dieser drei Tage gab es drei bis vier Tote. Auch ich war „fertig“, hätte es keine zwei bis drei Tage mehr ausgehalten.

Endlich am vierten Tage kam für mich eine Hilfe. Landeshauptmann Josef Reither von Niederösterreich hatte mit Geld einige Kommunisten in dem wichtigen Büro „Arbeitseinteilung“ bestochen, ebenso einen Würzburger Kommunisten, der „Kapo“ - „Vorarbeiter“ der Kartoffelschäler in den Nebenräumen der hiesigen Küche war. So kam ich als „Kartoffelschäler“ in Arbeit. Reither hatte eine große Anzahlung geleistet und zahlte jede Woche einen weiteren „Regie“-Beitrag. Wer nicht zahlte, flog wieder hinaus. Nun wurde ich unter den rund 60 bis 70 „Kartoffelschälern“ versteckt, d. h. der Kapo [und andere österreichische Mitgefangene] ... verbargen mich immer wieder vor dem SS-Kommandoführer dieses Arbeitskommandos und anderen inspizierenden SS-Offizieren im Kartoffelkeller, in finsternen Winkeln usw. ...

[... Es] vergingen etwa 10 Tage in Arbeit, Todesangst und geheimer Seelsorge. Abends nach der Arbeit und dem Zählappell war bis zum Schlafengehen etwa eine Stunde Zeit, in der man auf den Lagerstraßen spazieren gehen konnte. Deambulando habe ich in diesen Tagen viele hundert Beichten gehört. Ein Österreicher nach dem anderen ging mit mir „spazieren“. ... Auf dieser [!] „Seelsorge“ stand zwar die Todesstrafe. Wehe, wenn sie mich ertappt hätten! Leider gab es auch Verräter und Spione. Aber die prominenten Österreicher bildeten mehrere „Ringe“ um mich, die jedes Beichtkind durchwandern mußte, bevor es zu mir gebracht wurde.

Ein Priester: Kager (Linz) kam mit tausenden Gefangenen von Dachau nach Mauthausen, Oberösterreich, ich mit rund 1500 österreichischen Gefangenen als einziger Priester nach Flossenbürg. Alle außer mir waren in Dachau als „Schwerverbrecher“ in der „Strafkompanie“ im Isolierblock interniert und hatten eineinhalb Jahre dort unbeschreibliche Mißhandlungen erduldet. Ich hatte sie in den 14 Tagen seit meinem Einstand nur aus der Ferne sehen und ab

und zu ein Wort durch den scharf bewachten Stacheldraht mit ihnen wechseln können.

Am 26. 9. 1939 ging unser Transport von Dachau über München - Freising - Landshut - Regensburg - Weiden in Viehwagen - dicht verschlossen und bewacht - nach dem Schwerverbrecher-Arbeitslager Flossenbürg im Bayrisch-Böhmerwald. So wenig wir unter Mißhandlungen auf der Fahrt zu leiden hatten, so schrecklich war das Auswaggonieren in Flossenbürg und der Marsch durch das Dorf hinauf in das Todeslager auf der Bayrisch-Tschechischen Grenze; es lag in 900 m Höhe, hat ein ungemein rauhes Klima. Was ich dort an Kälte litt, ist unbeschreiblich. Oft hatte es Temperaturen von 35 bis 37 Grad unter Null. Im Lager waren rund 3000 Kriminelle (mit dem Verbrecherabzeichen, dem „grünen“ Winkel, im Gegensatz zum roten Winkel, der „Politischen“, den wir trugen). Diese Bande von Mördern, Einbrechern, Zuhältern usw. waren nun für sechs Monate unsere „Erzieher“, Vorarbeiter und Peiniger; mit Vorliebe übergab die SS uns diesen Kriminellen.

Wir arbeiteten in den verschiedenen Steinbrüchen, die das Material für die Führerbauten in Nürnberg lieferten, allerschwerste manuelle Arbeit in Eis und Schnee, bei grausigen Stürmen, nur mit dünner Hose und zerrissenem Hemd bekleidet, ohne Socken und Schuhe; statt Schuhen gab man uns Holzpantoffel, sogenannte Holländer; Ungezählte erfroren, stürzten in den Holzpantoffeln bei der Arbeit über die vereisten Felswände, liefen aus Verzweiflung in [Pag. 100] den Draht (die Steinbrüche waren ebenfalls mit elektrisch geladenem Drahtzaun umgeben, über den alle 50 bis 100 m ein Turm mit Maschinengewehr-Stand emporragte) und wurden erschossen; oftmals trieben die SS-Leute und die kriminellen Vorarbeiter Gefangene unter schweren Mißhandlungen gegen den Draht, damit sie dort liquidiert wurden. Wer auffiel bei der Arbeit, ein wenig atmen oder rasten wollte, kam unbarmherzig in die „Todesmühlen“ oder am nachfolgenden Sonntag auf den Kalvarienberg. Wer Erfrierungen an den Gliedmaßen hatte, kam wegen „Faulheit“ auf den „Bock“. So herrschte ein wahnsinniges Arbeitstempo in den verschiedenen Branchen der Steinbruchsarbeiten, damit man nicht erfror (bei Sonnenaufgang mußte man den dünnen Rock aus Drillich ablegen und hemdärmelig, ohne Weste oder Pullower arbeiten, die es nicht gab; auch Mäntel gab es nicht), oder damit man nicht „auf den Bock“, „in die Todesmühle“ oder „auf den Kalvarienberg“ kam. Dabei war das Lageressen so kärglich und ohne Nährwert, daß ich in wenigen Wochen nur mehr ein Beingerippe war ohne Kraft und Saft. Ich wog noch 38 kg

(dreißigacht Kilogramm) bei einem Normalgewicht von 80 Kilogramm (ich bin 1,78 m groß).

In den Todesmühlen mußten solche Gefangene, die man aus irgend einem Grunde „fertig“ machen wollte, in ein Sumpfgelände am Fuße des Steinbruch-Berges steigen, das sich gegen einen Teich hinabzog. Es war das Abflußgebiet aller Wasseradern und Abwässer aus den Steinbrüchen. Die armen Opfer mußten sich schwere Steine auf die Schultern laden; erachteten die Mörder die Steinlast als zu gering, so mußten zwei bis drei Mann den Delinquenten scharfe, möglichst untragbare Steine auflasten. Dann mußten die Opfer im Kreise durch den Sumpf waten bis zur Körpermitte im Schlamm und Wasser Laufschrift machen, bis sie unter der Last zusammenfielen und im Sumpf versanken, einem Herzschlag erlagen, von den nachfolgenden Steinträgern zertreten oder von den Schergen mit Prügeln erschlagen wurden. Hielt ein Opfer unerwartet einen Tag lang durch, so bot er abends beim Abmarsch aus dem Steinbruch ins Lager einen unbeschreiblichen Anblick; er war eine körperliche und seelische Ruine. Er wurde dann von vier Gefangenen im Gleichschritt ins Lager getragen. Wir anderen Gefangenen mußten jeden Abend einen möglichst großen Stein schultern und für die Lagerbauten mitnehmen, dabei ging alles scharf ausgerichtet, Marschlieder singend, alle fünf bis zehn Meter scharf bewaffnete SS-Männer mit bissigen Hunden. Torkelte ein Gefangener oder wurde er mit Fußtritten oder Gewehrkolben aus der Reihe gestoßen, so galt das als „Fluchtversuch“ und schon krachten Schüsse, die ihn niederstreckten. In diesem Augenblick mußte die ganze viertausend Mann zählende Marschkolonne sich auf die Erde werfen, wo man stand oder ging, und regungslos liegen bleiben, das Gesicht auf dem Boden, im Schneewasser, im Straßenkot, auf dem Vordermann oder den Steinen; es gab dann ein bis zwei Stunden qualvollster absoluter Ruhe; wer sich rührte, wurde mit Genickschuß „erledigt“. Bei der Rückkehr ins Lager und nach dem stundenlangen Zählappell auf dem Lagerplatz erhielt man dann um 7 bis 8 Uhr abends das Mittagessen, dreiviertel Liter Wassersuppe mit einigen Krautblättern darin. Danach begann meine Seelsorge, besonders bei den Opfern aus der Todesmühle; sie mußten heimlich zum Tode vorbereitet werden. Alle Gefangenen kannten mich ja, [Pag. 101] den einzigen Priester des Lagers. ... Alle Gefangenen wußten auch, daß sie in Todesnot von mir die Absolution erhielten. Es gab in Flossenbürg nicht bloß Beichten, sondern auch schwierigere Fälle: Conversionen, Rekonziliationen von Apostaten, Konfessionslose, Ehefälle und Sanierungen etc., etc., soweit dies für den Gewissensbereich in articulo mortis möglich war.

Am „Ölberg“, auch „Kalvarienberg“ genannt, einem Steinbruch auf der Nordseite des Lagers, wurden aufgefallene oder besonders gehaßte Gefangene sonntags zu Tode gemartert, geschunden oder mit Vorliebe die hohen Felswände hinabgestürzt, indem man ihnen beim Steinetragen nach langen Mißhandlungen den Fuß stellte; außer den Todesmühlen war der Ölberg am meisten gefürchtet. ...

Eines Tages kamen hohe SS-Offiziere und Parteileute zur Lagerbesichtigung. Auf den Ruf: „Prominente heraus,“ mußten eine Anzahl Österreicher vortreten, Der Lagerkommandant gab zu jedem seine Erklärungen. Auf mich deutend, sagte er: „und dieser Pfaff ist ein Jesuit.“ Als ich korrigierte, ich sei Pfarrer, nie Jesuit gewesen, bekam ich Fußtritte und mußte abtreten. Drei Tage später wurde abends nach der Heimkehr aus den Steinbrüchen beim Zählappell mein Name durch den Lautsprecher verlesen. Post erhoffend - ich bekam fünf Monate keine Post - trat ich vor; statt dessen wurde publiziert, daß ich wegen „Lüge“ über den „Bock“ müsse. Mit etwa dreißig Leidensgenossen wurde ich gezeißelt ... auf dem „Bock“, einer Art von Tischgestell mit ausgehöhlter Tischplatte, muldenförmig, sodaß die Vorderseite des Körpers hineingepreßt werden konnte. Oben - an Armen und Schultern - preßten mich zwei starke SS-Leute nieder, um die Füße schlossen sich Eisenringe in einer Art von Eisenstiefel. Nun traten beidseits je ein starker SS-Mann mit schmiegsamen, im Wasser liegenden, gegerbten Ochsenchwänzen herzu und schlugen abwechselnd je 25 mal = 50 mal mit ganzer Kraft und Sadismus auf Hinterpommern los. Manche Kameraden erlitten bei diesen Martern den Tod durch Herzschlag, durch Nierenzertrümmerung und dergleichen mehr. Jetzt erst verstand ich ganz den Heiland an der Geißelsäule. Mit dem Gefühl, mitten entzwei [Pag. 102] geschlagen zu werden, muß man laut mit den Geißelschlägen mitzählen. Klappt das nicht, beginnt die Prozedur von vorne. Wer schreit, bekommt als feig noch mehr Schläge; wer nicht schreit, hat dasselbe zu befürchten, weil er „nichts spürt“. Halb tot mit kraftlosem Unterkörper sinkt man nach der Prozedur zu Boden. Wer ohnmächtig ist, wird mit etlichen Kübeln Wasser aufgeweckt. Einige Fußtritte beförderten uns an eine Barackenwand, wo wir mit dem Gesicht zur Wand bis zum Ende der ganzen Quälerei der nachfolgenden Leidensgenossen in die „Kniebeuge“ mußten, d.h. mit geschlossenen Fersen und ausgestreckten Armen turnen und das blutende, von Wunden zerfetzte Hinterteil bis zu den Fersen senken mußten. Wer umfiel, bekam Fußtritte und Mißhandlungen. Dabei stand SS mit Revolver dicht hinter uns, sodaß man auch Genickschuß fürchten mußte. Während dieser ein bis zwei Stunden dauernden Prozedur mußten alle anderen Gefangenen auf dem Lagerplatz

ununterbrochen Lieder singen, fortissimo, um die Schreie der Gemarterten zu übertönen. Das ist der „Bock“ oder „25“! Es gab auch „40“, also 80, weil ja zwei SS-Männer schlugen.

Als ich „hosenlos“ in Reih und Glied zurücktreten durfte, war ich nun ein vollwertiger „Dachauer“; selbst arge Kommunisten, die mich als „Pfaffen“ bisher gefeindet und verhöhnt hatten, gaben mir nun als vollwertigem Kameraden die Hand und nahmen mich seitdem in Schutz, gaben mir da und dort ein Stücklein Brot, eine gestohlene Kartoffel usw. Auch meine Arbeitsart und Arbeitsleistung im Steinbruch anerkannten sie. ... Tags darauf mußte ich, kaum fähig zu gehen und zu stehen, nicht fähig, zu sitzen, wie jeder andere Gefangene in den Steinbruch zur Arbeit.“

In L'hostes Bericht folgt nun die Charakterisierung seines Peinigers, der ihm aus der Heimat bis in das KZ nachgefolgt war, die wir aber übergehen, und die Beschreibung einer weiteren Geisselung. Er fährt fort: „Nun war ich nach allgemeinem Urteil meiner Mitgefangenen reif für den Ölberg oder die Todesmühle. Ein SS-Mann sagte mir das offen heraus, als ich eines Tages zur „Vernehmung“ in eine Kanzlei beordert wurde. Als er mich mit Faustschlägen und Fußtritten traktierte, brachte man plötzlich einen „Kriminellen“, der vor Schmerz aufheulte, wie ein Tier. Man hatte ihm mit ungelöschem Kalk die Augen ausgebrannt, ihn geblendet. Er riss sich plötzlich los und taumelte davon: das war Flucht; einige Schüsse streckten ihn nieder. Sofort erscholl die Sirene. Alle mußten sich zu Boden werfen. In der Aufregung war ich vergessen. Anderntags suchten mich Kameraden aller Weltanschauungen (Vaterländische, Soci und Kommunisten) zu verbergen, was ihnen auch durch „Schmier“, Bestechungsgelder an die kriminellen Kapos=Vorarbeiter gelang. Wenige Tage später kam unverhofft SS-Oberscharführer Remmele, ein verhältnismäßig menschlich denkender Mann, aus dem KZ Dachau, um uns nach Dachau zurückzuholen. Dachau war teilweise wieder von der an die Front abgehenden SS-Division geräumt. Am 3. 3. 1940 ging unser Transport vom schrecklichen Flossenbürg ab und noch in der Nacht vom 3. auf den 4. 3. waren wir wieder in Dachau...

Bald kam auch von Sachsenhausen-Oranienburg bei Berlin ein Gefangenen-Transport nach Dachau, vielfach üble Leute, meist Arbeitsscheue, Zuhälter etc., gezeichnet mit dem „schwarzen Winkel“, der „Asozialen“. Wir machten mit ihnen meist keine guten Erfahrungen; es gab unter ihnen, wie unter den „Grünen = Kriminellen“ viele „Zinker“ = Spione und Verräter. ... Die „Roten“ = die Politischen bekamen im Lager die Oberhand gegenüber den „Grünen und

Schwarzen = Kriminelle und Asociale.“ Die Kanzleikräfte, Baracken- und Stubenälteste und Vorarbeiter waren meist Kom[mun]unisten, aber auch einige Socialdemokraten und vaterländische Österreicher. Mit Protektion meiner Freunde aus allen politischen Lagern kam ich wieder zu den „Kartoffelschälern“ in die Küche. Wie gut mir dieses verhältnismäßig ruhige, nicht viel Kräfte verbrauchende „nahrhafte“ Arbeitskommando anschlug, zeigte sich in einer Gewichtszunahme auf 46 bis 47 kg innerhalb von 3 Wochen, während ich im immerwährenden Hunger von Flossenburg auf 38 kg gesunken war.“

Der Peiniger L'hostes „veranlasste, dass ich das gute nahrhafte Küchenkommando verlassen musste. Ich kam zum „Moor-Express“, einem Autoanhänger, den 18 Gefangene ziehen und schieben mussten. Er besorgte die Müllabfuhr aus dem Lager und Materialtransporte, Kohle, Sand, Kalk, Zement, Holz usw., usw. Die Arbeit war schwer, das Abladen oder Aufladen ging im Eiltempo, angetrieben von den uns begleitenden SS-Männern mit ihren scharfen Hunden. War der Wagen leer, so mußten wir im „Carracho = Laufschrift“ schieben. Täglich legten wir etwa 30 km mit dem Wagen zurück. Immerhin war es ein abwechslungsreiches Arbeitskommando, da wir täglich durch das ganze Lager kamen ... Manchmal warf uns sogar eine mitleidige Seele etwas Eßbares zu oder wir fanden in den Mülleimern als „ungeniessbar“ geworfenes faules Obst, Tomaten, schimmelige Brotreste, ein faules Ei; für uns ein Leckerbissen! ...

Anfangs Mai 1940 kam ich ... in die Strafkompagnie, gemeinsam mit 16 Kameraden ... Es waren meist Bayrische und Wiener Kommunisten, aber auch einige Christen ... Wir kamen alle auf den „Bock“ und dann in den Strafbunker... Anschliessend wurden wir mit vielen anderen inzwischen angekommenen Geistlichen, Juden, Bibelforschern, Homosexuellen usw. in der Strafkompagnie isoliert. Es war dies die Hölle der Hölle Dachau, ein mit elektrischem Draht vom übrigen Lager getrennter Teil, streng bewacht. Dort galten ganz besonders scharfe Verordnungen und Strafen sowie Arbeitsmethoden: keine Post, keine Lektüre, noch weniger Essen, man bekam zu dem roten Winkel und der Gefangenen-Nummer auf Herzgegend [Pag.106] vorn auf der Brust und am Rücken den „Isolierpunkt“ = schwarzer Punkt in weissem Kreis und vielfach auch den „Fluchtpunkt“ = roter Punkt in weissem Kreis. Man war keine Minute sicher, ob man nicht wegen Fluchtverdacht eine Kugel bekam. Es gab auch kein Geld, keine Lebensmittelergänzung aus der Lagerkantine, keine Möglichkeit, mit den gewöhnlichen Gefangenen im großen Lager sich zu verständigen; es

gab Samstag früh nur einen Kaffee oder Tee und fingerdickes Stück Brot und dann nichts mehr bis Montag früh. Dabei mußte man samstags durcharbeiten bis abends 8 Uhr und den ganzen Sonntag ebenso. Meist mussten wir sonntags in der Kiesgrube arbeiten oder den „Moor-Express“ ziehen, wobei es stets den Befehl gab: eine Jude und ein Pfaff nebeneinander gehen! Durch die Isolierung war auch jede Seelsorge im Lager unmöglich gemacht. Die Strafcompagnie war eine ganz große Straf- und Lager-Verschärfung. Dazu die oft unangenehme Umgebung für uns Priester, die wir im Mai - Juni allmählich auf etwa 20 in der Isolierung vereint waren, darunter meist Polen, aber auch zwei Reichsdeutsche und rund 10 Österreicher, davon außer mir zwei Kärntner: Pfarrer Marzell Leeb - Penk im Mölltal, zuletzt in Pension, und Kaplan Anton Kuttaj aus St. Michael bei Bleiburg. ... Diese Strafcompagnie-Monate waren wirkliche Hölienzeiten. Wir arbeiteten zuerst unter schärfster Bewachung und Antreiberei an einem Wasserleitungsbau (Kanäle), wobei wir in ½ Meter Tiefe schon im Wasser standen, vielfach über Körpermitte; so litten wir bald nicht bloss unter dem beständigen Hunger, sondern auch unter Rheumatismus und anderen Krankheiten. ...“

Am 15. August 1940 wurde L'hoste in einem Transport von rund 1500 Gefangenen einschließlich 16 Geistlicher nach Mauthausen gebracht und später nach Gusen verlegt, wo er bis Anfang Dezember 1940 interniert war. Im Dezember 1940 wurde er erneut nach Dachau verlegt. Es folgt nun in L'hostes Bericht die Aufzählung jener Kärntner Geistlichen, die mit ihm in Dachau waren.

Von Pfarrer Dr. Otto Schuster aus Vordernberg im Gailtal schreibt er: „[Pag. 112] ... Er war, wie ich, aber später, in der Strafkompagnie und Isolierung, konnte trotz eifrigster Bemühungen von mir und meinen Freunden nicht daraus befreit werden, weil er zum Tod verurteilt war. Zog, wie ich, wochenlang die Straßenwalze, ein Ungetüm, gemeinsam mit etwa 20 Mitgefangenen, bekam bei dieser Schwerstarbeit im Straßenbau, bei völliger Unterernährung, in Wind und Wetter, Kälte und Hitze, eine schwere Lungenentzündung, Rippenfellentzündung, er wurde operiert (Rippenresektion), genas; wurde von Univ.-Prof. Dr. Nikolaus Schilling (München) ... zu dem berühmten Malariaversuchen mißbraucht. Schilling infizierte tausende Gefangene mit Malaria und studierte diese „Fälle“. Später wurde Dr. Schuster als Versuchskaninchen bei den Phlegmone-Infizierungen mißbraucht, danach kam er in die Luftdruckversuchsbaracke von Dachau. Die Ärzte studierten an den Gefangenen, wie sie auf den verschieden starken Luftdruck reagierten, etwa als

ob sie in tausend oder sechstausend Metern Höhe etc. wären, wie Flieger, die dann abstürzten. Weil deutsche Flieger auch in Finnland, Norwegen, am Eismeer usw. abgeschossen wurden und in das Eismeer fielen, wurden oben erwähnte Versuchskaninchen (Schuster) in eisgekühlte Wasserbassins geworfen (nach den Luftdruckversuchen), wo sie bis zur Erstarrung bei der eintretenden Untertemperatur verbleiben mußten. ... Zuletzt wurde Dr. Otto Schuster, von Pfarrer Arthofer von Kronstorf (Oberösterreich) auf den Tod vorbereitet (heimlich), ... in Hartheim bei Linz vergast. ... Alle unsere Bemühungen, ihn zu retten, schlugen [Pag. 113] fehl.“

Der Bericht schließt mit einer Schilderung der Möglichkeiten, in Dachau Seelsorge zu betreiben.

Ich komme zum Schluß:

Nach L'hoste hatte die Diözese Gurk einen sehr hohen Blutzoll an Geistlichen, verglichen mit den anderen österreichischen Diözesen, zu leisten. So etwa wurden nach Fried 110 österreichische Priester in KZ eingeliefert, von denen 20 starben. Für die Diözese Gurk, wo zum 1. April 1939 418 Weltgeistliche aktiv waren, zeigt sich folgende traurige Bilanz: Von den insgesamt 22 (mit Geramb wären es 23) in die nationalsozialistischen Konzentrationslager eingelieferten Kärntner Geistlichen waren 12 slowenischsprechende Priester und ein Theologe - beredtes Zeugnis der Rassenpolitik des nationalsozialistischen Systems -, drei (bzw. vier) deutschsprechende Kärntner Priester, drei reichsdeutsche Geistliche, ein Jesuitenpater, ein polnischstämmiger Ordensmann sowie ein ehemaliger Gurker Diözesanpriester. Davon haben acht Geistliche das KZ nicht überlebt, einer, Dechant Singer, starb noch vor Kriegsende an den Folgen seiner Haft. Zum Vergleich: Aus dem 1401 Priester zählenden Paderborner Diözesanklerus wurden 23 Geistliche ins KZ gebracht. Damit liegt die Rate des Gurker Klerus bei mehr als fünf Prozent der rund 420 in den KZ inhaftierten katholischen deutschen Geistlichen, von denen 110 starben.

Zurückgeführt wird die hohe Todesrate des Gurker Klerus vornehmlich auf die mangelnde caritative und psychologische Unterstützung der Geistlichen aus der Heimat, hauptsächlich durch das Gurker Ordinariat selbst. Damit steht ein Vorwurf im Raum, der sich auch den Quellen nach nicht ohne weiteres entkräften läßt. Tatsache ist immerhin, daß es gelang, Dechant Singer aus Dachau herauszuholen. Inwieweit andere Diözesanleitungen ihre in den KZ inhaftierten Geistlichen unterstützt haben, ist aus der zur Verfügung stehenden Literatur nicht zu entnehmen.

Befremden freilich vermag eine andere Tatsache auszulösen. Die Diözesanleitungen scheinen sich mit den ehemaligen KZ-Häftlingen unter dem Klerus nicht leichtgetan zu haben, denn: Nicht selten, so formulierte Eugen Weiler im Jahre 1984, „sind leider unbegreifliche Verhaltensweisen vorgekommen von übergeordneten Stellen, um nicht noch deutlicher zu werden, wie: Begrüßung als verirrttes Schaf nach der Heimkehr! Anweisung an einen abgelegenen Posten! Welcher Gemeinde können wir zumuten, einen KZ-Priester als Seelsorger anzubieten?“

Hiermit bin ich mit meinen Ausführungen am Ende. Wenn meine zu große Ausführlichkeit Ihre Aufmerksamkeit über Gebühr beansprucht hat, bitte ich um Nachsicht. Für dieses in die Tiefe Gehen gibt es nur eine Begründung: Damit das Wissen um diese Dinge nicht verlorengelht!

„Die Villenarchitektur als dominanter Baustil der Gründerzeit – eine kunsthistorische Betrachtung repräsentativer Villen in Millstatt am See“

Christine Kühnelt

I) Einleitung

Meine Masterarbeit aus dem Jahre 2012 an der Kultur- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Paris Lodron Universität Salzburg, Bereich: Kunst-Musik und Tanz, Abteilung: Kunstgeschichte, befasst sich mit der **„Kunsthistorischen Betrachtung der Architekturlandschaft am Millstätter See in Kärnten. Kleinode der Gründerzeit und ausgewählte Bauten des 21. Jahrhunderts.“** Abb. 1

Die Anregung zu diesem Thema meiner Diplomarbeit geht unter anderem auch auf meine Tätigkeit als Volksschullehrerin in Millstatt zurück. Hier verstärkte sich meine bereits vorhandene Liebe zur Architektur. Diese Bauten der Gründerzeit wurden bisher kunsthistorisch wenig erforscht. Gerade diese Architektur verdient aber heute noch ihre Beachtung, da sie durch die wirtschaftliche Entwicklung nicht nur hier in Millstatt gefährdet ist. Daher richtete ich mein besonderes Augenmerk auf die noch vorhandene Bausubstanz der Gründerzeitvillen in Millstatt.

1. Warum entstanden gerade hier in Millstatt am See solche herrschaftlichen Villen? Abb. 2

Die klimatischen Bedingungen der Region und die im späten 19. Jahrhundert erfolgte Verkehrsaufschließung erwiesen sich als Voraussetzung dafür, dass eine begüterte Schicht von Adeligen und gehobenem Bürgertum, vorzugsweise aus Wien, den Millstätter See und hauptsächlich den Ort Millstatt als „Sommerfrische“ und zur Errichtung von bemerkenswerten Villen genützt hat. Diese Nutzung, die Architektur dieser Epoche und auch die historische Bedeutung des Ortes als Anreiz für die Neuankömmlinge, galt es zu erforschen und zu bewerten. Von Interesse war dabei die Schilderung der Persönlichkeit des Bauherrn, des Architekten, die Lage des jeweiligen Objektes, seine äußere und innere Gestaltung, sowie die heutige Nutzung und Erhaltung. Das Studium führte vom staunenden Betrachter der Architektur zum Verständnis für Formen, Materialien und Konstruktion. Meine Arbeit sollte die Bedeutung der gebauten Umwelt für das Land und seine Bewohner unterstreichen.

2. Forschungsstand, Quellenlage und Methode

Das Kernthema der Arbeit ist die Darstellung der Gründerzeit, ihrer Stilbegriffe und des politischen Rahmens. Die Villa als Wohnhaustypus, als Herrschaftsarchitektur und Ideal wird gewürdigt und als Ausdruck des Lebensgefühls ihrer Bewohner aufgezeigt.

Bei der kunsthistorischen Betrachtungsweise der Gründerzeitvillen in Millstatt kann man nur auf spärlich vorhandene Literatur verweisen. Wohl aber gibt es zur Geschichte des Ortes und seiner Villen wissenschaftlich fundierte Literatur. Einsichten in die Bescheide des Bundesdenkmalamtes in Klagenfurt, die Durchsicht der Grundbücher (Grundbuchsauszüge der Katastralgemeinde Millstatt) im Landesarchiv in Klagenfurt und Recherchen im Bauarchiv der Marktgemeinde Millstatt (Baupläne und Fotos) dienten als Hilfe zur Beschreibung der Villen. Um das äußere Erscheinungsbild der Villen terminologisch und architektonisch fachkundig zu erfassen, ist es notwendig, sich mit den wichtigsten Begriffen, Bautypen und Bauelementen auseinanderzusetzen.

Weitere Werke und Recherchen dienten als Hilfe bei der Beschreibung:

Hier werden nur ein paar erwähnt:

Der Historiker **Bernd Oberhuber** verfasste 1994 einen Villenführer von Millstatt. Er stellt alle Villen der Jahrhundertwende vor, beschränkt sich aber nur auf den historischen Part ohne Baubeschreibungen.

Oberhuber, Bernd: Höfe-Häuser-Häuslichkeit. Bürgerliche und bäuerliche Wohnformen in Millstatt am See, hg. v. der Marktgemeinde Millstatt, Millstatt 1994.

Hahne, Robert: Wege zur Kunst. Begriffe und Methoden für den Umgang mit Architektur, Braunschweig 2009.

Allgemeine Bauzeitung, Wien 1886. Tafeln Nr. 7-12. (Villenbauten des Herrn Rudolf von Waldheim zu Millstatt in Kärnten. Entworfen und ausgeführt von den Architekten K. Mayreder und H. Köchlin), in: Österreichische Nationalbibliothek, Wien.

Dinklage, Karl: VI. Die Geschichte des Marktes Millstatt. Millstatt im frühen und hohen Mittelalter, in: Matthias Maierbrugger: Die Geschichte von Millstatt, hg. v. der Marktgemeinde Millstatt, Millstatt 1964.

Harb, Ulrich: Architekt Franz Baumgartner (1876-1946). Mit einem Nachwort von Peter H. Schurz, Velden 1997.

Von diesem Architekten gibt es noch drei Villen in Millstatt: Villa Werndl, Hotel Posthof, Pension Silbernagel, heute Sillerhof.

Zur Baugeschichte der Villa Verdin, Villa Waldheim, der See-Villa und Villa Tacoli in Millstatt, sind Aufsätze von Gerhard Stawa in den Heften 3-4 von 2006-2008 in: Die Kärntner Landsmannschaft, Klagenfurt, abgedruckt. Dieser wirkte auf Anregung des ortskundigen Forschers Axel Huber aus Seeboden, bei der geplanten Serie „Villen um den Millstätter See“ mit. Für den Einstieg in die Kernthematik zu den gründerzeitlichen Villen, ist das Werk von **Oberhammer** Monika (em. Univ. Prof. (Salzburg), Institut für Kunstgeschichte) über die „**Sommervillen im Salzkammergut. Die spezifische Sommerfrischenarchitektur des Salzkammergutes in der Zeit von 1830-1918, Salzburg 1983**“ zu nennen. Das Salzkammergut war schon immer ein Anziehungspunkt für den Hochadel, für Künstler und vermögende Städter, insgesamt ein anderes Publikum als die Gäste in Millstatt. Aber der Gesamtaufbau und die Gestaltung des Werkes geben mir wertvolle Anregungen.

3. Aus den Anfängen der Sommerfrische am Millstätter See Abb. 3

Über die Pioniere der Sommerfrische in Millstatt referierte Gerhard Stawa beim Symposium 2016 in Millstatt.

Bereits in den 60er Jahren des 19. Jh. gab es in Kärnten die ersten Anzeichen eines aufkeimenden Fremdenverkehrs. Bald konnten sich Zentren dieser rasch fortschreitenden Entwicklung herauskristallisieren. Sie lagen am Wörthersee in Velden und Pörschach und in Millstatt am Millstätter See. Ausschlaggebend waren die Eisenbahnverbindung 1863 bis Klagenfurt, 1864 bis Villach und 1909 die Eröffnung der Tauernbahn mit dem Knotenpunkt Spittal-Millstätter See. Postomnibusse verkehrten täglich in den Monaten Juni bis September zwischen Spittal und Millstatt. Ende des 19. Jh. war der Millstätter See ein beliebtes Ziel für die Sommerfrischler.

Seit einigen Jahren wird nun von einigen Tourismusgurus versucht, Millstatt ein neues Outfit zu verleihen, um es dem zeitgemäßen Trend des 21. Jh. anzupassen. Dass diese Abenteuer gut gehen mögen, wünscht man dem mit einem besonderen Flair ausgestatteten Kurort Millstatt. **„Die Beziehung und der Maßstab zwischen gebauter Umwelt und Landschaft ist Baukultur. Baukultur schließt alles ein und lässt niemanden aus – vor allem nicht den Tourismus.“**¹

II) Die Villenarchitektur als dominanter Baustil der Gründerzeit

1. Zu den Stilbegriffen Gründerzeit und Historismus

„Gründerjahre, Gründerzeit, Bezeichnung für die Epoche von ca. 1870-90 [...].“²

Es ist die Zeit des Neuaufbaus nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches im Jahre 1871. Aus kunsthistorischer Sicht zählen die spätklassizistisch orientierten Gründerjahre zum Historismus und dauerten bis ca. 1890. Die Definition des Begriffes Historismus im Kunstlexikon von P. W. Hartmann lautet: „ Historismus, abgeleitet von lateinisch historia, „Kenntnis“, „Geschichte“, in der Kunst Sammelbezeichnung, für die im 19.Jh. übliche Nachahmung früherer Stile[...]. Im deutschsprachigen Raum löste der Historismus gegen 1845 das Biedermeier ab. In der 2. Hälfte wurden Stilelemente des Empire, der Gotik, der Renaissance und des Barock neu entdeckt und verwendet. Bezeichnet werden die neuen Stile durch Voranstellen der Wörter oder Partikeln Zweites..., Neu-oder Neo[...].“³

Zur Zeit der Gründerjahre gab es keinen einheitlichen Stil. Einheitlich aber war der Rückgriff auf frühere Kunstepochen. Die Antike, die Renaissance und zuletzt der Barock dienten als Vorbild. „Mit dem Begriff „Gründerzeit“ assoziieren wir dynamische Entwicklungen, Neuerungen und Aufbruchsstimmung.“⁴

¹ Kopeinig, Gerhard, in: Kalt und Warm. Baukultur in Seen-und Thermenregionen im Alpen-Adria Raum, hg. v. Gordana Brandner-Gruber und Astrid Meyer-Hainisch, Moosburg/Velden in Kärnten 2012, S.67.

² Hartmann, P. W.: Kunst Lexikon, Wien 1996, S. 598.

³ Hartmann, P.W.: Kunst Lexikon, Wien 1996, S.666-667.

⁴ Ausstellungskatalog des Deutschen Historischen Museums Berlin: Gründerzeit 1848-1871. Industrie & Lebensräume zwischen Vormärz und Kaiserreich, Dresden 2008, S.15.

2. Der Wohnhaustypus – die Villa

Im Bildwörterbuch der Architektur definiert man den Wohnhaustypus „Villa“ (lat.) als: „Landhaus [...]. Im 19. Jh. wurde die Villa das Wohnhaus des wohlhabenden Bürgers, oft am Stadtrand gelegen, heute anspruchsvolles, freistehendes Einfamilienhaus.“⁵

3. Die Villa als Herrschaftsarchitektur (Beispiel einer prominenten Herrschaftsvilla, die Hermesvilla von Karl Freiherr von Hasenauer), Abb. 4

„Der Traum vom Lande“, die Flucht des stadtmüden Menschen [...] in die vermeintliche Freiheit des Landes ist [...] seit der Antike eine Konstante der abendländischen Kultur-und Sozialgeschichte.“⁶

Die Villa war in der italienischen Renaissance eine kulturelle Institution, die in den drei Landschaften Toskana, Veneto und Rom eine beherrschende Position einnahm. Über 2000 Villen sind heute noch Zeugen dieser Zeit.

4. Der Traum vom Lande im 19. Und 20. Jahrhundert – die Gründerzeitvilla

Die Industrialisierung des 19. Jh. ersetzte den Großgrundbesitz, der aufwändige Lebensstil, verbunden mit Familienstolz und Traditionspflege, sowie die patriarchalischen Familien- und Gesellschaftsverhältnisse glichen einander in diesen beiden Epochen. Die Bauten waren Ausdruck dieser Ideologie, sie waren als historisch verbrämte Inszenierung der gesellschaftlichen Stellung des Eigentümers zu sehen. Polemisch zusammengefasst heißt dies: Andrea Palladio (1508-1580) war bereits ein Nachahmer der Antike mit hohem künstlerischen Anspruch. So sind die Gründerzeitvillen als Imitat von Imitaten zu sehen, weniger mit künstlerischer Absicht als mit der Darstellung gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Auf Millstatt übertragen bedeutet dies: Die Villen der Städter versuchten nicht dem ländlichen Baustil nachzueifern, sondern stellten einen bewussten Ausdruck städtischer Kultur dem ländlichen Raum gegenüber. Die Villen des 19. Jh. waren Ausdruck einer Hoffnung, einen neuen Stil zu erfinden. Die Villa sollte nicht ein einzeln für sich stehendes Monument sein,

⁵ Koepf, Hans, Günther Binding: Bilderwörterbuch der Architektur, Stuttgart 2005, S. 498-499.

⁶ Bentmann, Reinhard, Michael Müller: Die Villa als Herrschaftsarchitektur.

Versuch einer kunst-und sozialgeschichtlichen Analyse, Frankfurt am Main 1970, S. 9.

sondern mit der umgebenden Natur zu einer Einheit verschmelzen. Gerade bei den am See errichteten Bauten ist die Wechselwirkung von Gebäuden und umgebender Landschaft, die Spiegelung des Gebäudes im Wasser, also die Einbettung in die Natur, von wesentlicher Bedeutung.^{7,8}

III) Repräsentative Villen im Stil der Gründerzeit in Millstatt am Millstätter See

Millstatt hat einen beachtenswerten Baubestand aus dem 19. und frühen 20. Jh. Der bekannte österr. Architekt Friedrich Achleitner beklagt in seinem Architekturführer „Österr. Architektur im 20. Jh.“⁹, dass er über die Bauten in Millstatt kaum Auskunft erhalten habe, die in seinem Führer ein sehr mageres Bild ergeben.

Das war für mich auch Anlass, über BW nachzuforschen, die in Millstatt in dieser Zeit entstanden sind, um damit ihre architektonische und kunsthistorische Bedeutung aufzuzeigen und auf sie aufmerksam zu machen.

Sehr wertvoll waren die unterstützenden Informationen einzelner Villenbesitzer, die Pläne, Fotos und Unterlagen zur Verfügung stellten.

Die Angaben der gegenwärtigen Villeninhaber zur Baugeschichte, zum Baumeister bzw. Architekten, zu den Interieurs, zur Erhaltung und Nutzbarkeit, sind Bestandteile der Beschreibung. Es war meine Aufgabe, den Kontakt mit den Eigentümern zu pflegen und manche Widerstände auszuräumen. Nicht alle kontaktierten Eigentümer waren bereit, den Zutritt zum Objekt zu ermöglichen, sodass die Auswahl der dargestellten Gebäude auch diesen Umstand zu berücksichtigen hatte.

⁷ (Vgl.:) Bentmann 1970, S.116-125.

⁸ Vgl.: Hájos, Géza: Die „Verhüttelung“ der Landschaft, in: Landhaus und Villa in Niederösterreich 1840-1914, hg. v. der Österr. Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege mit Beiträgen von Klaus Eggert, Geza Hajos, Mario Schwarz, Patrick Werkner, Wien, Köln, Graz 1982, S. 52 ff.

⁹ Achleitner, Friedrich: Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert. Ein Führer in 3 Bänden, Bd. II: Kärnten [Steiermark, Burgenland & Wien] 1983, S. 64.

Die Gebäude im zentralen Ortsbereich (Plan), Abb. 5

„Das Villenviertel direkt am See“

- „Villa Verdin“ oder „Hubertusschlössl“ (Ausführung: 1893-1894)
- Das Hotel „See-Villa“ (1882-1885)
- „Villa Tacoli“, früher „Deutsches Haus“ (1883)
- „Villa Streintz“ (1893-1894)
- „ Villa Luisenhof“ oder „ Hotel Parkschlössl“ (1898-1901)
- „ Villa Paumgarten“ (um 1900)

1.) „Villa Verdin“ oder „Hubertusschlössl“, Abb. 6

Lage: Millstatt, Seestraße 69

Bauherrin: Anna Schuster

Entwurf und Ausführung: Heinz Leopold Glaser, Wien
(Firma Heinrich und Franz Glaser)

Einreichungsplan: 14. August 1893, Millstatt, Abb. 7

Ausführung: 1893-1894

Seit 10.12.1984 ist die Villa unter Denkmalschutz gestellt.¹⁰

Besitzer: Agrargemeinschaft der Nachbarschaft Millstatt

Nutzung: Fremdenverkehrsbetrieb

Gesamtfläche der Anlage: 2354m² ¹¹

1.1) Lage der Villa

Die Villa liegt am etwas erhöhten Nordufer des Millstätter Sees. Neben der Lage des Hauses an der Seestraße, die durch das südliche Souterrain der Villa verläuft, ist ein wichtiger Aspekt der die Villa abschirmende „Hubertuspark“ mit altem Baumbestand. Das Kernstück der Anlage, die Villa, ist in ihrer als „Schauseite“ ausgebildeten Hauptfassade deutlich auf den nur wenige Meter entfernten See ausgerichtet. ¹²

¹⁰ Laut Bescheid des Bundesdenkmalamtes Wien, am 6. Dez. 1984, Zl. 12.412/84.

¹¹ Laut Grundbuchauszug der Katastralgemeinde 73209 Millstatt, Einlagezahl 246.

¹² Lageplan der Parzelle 134/22: Vermessungsbüro DI Rudolf Missoni, Spittal/Drau.

1.2) Die Geschichte des Hauses und seiner Bewohner

Die Vorgängerbauten der Villa Verdin

Vor 1880 standen an ihrem Platz die alte Brüggerschuster-Keusche mit angrenzendem Lagerschuppen, Stallgebäude und das ehemalige Seuchenspital aus der Jesuitenzeit. 1881 erwarb der russische Reichsgraf Nikolaus Kammerofsky aus Wien das Areal am Seeufer mit den dazugehörigen Gebäuden. Anstelle der Keusche baute er noch im selben Jahr eine Villa, in der er samt Begleitung standesgemäß wohnen konnte. Ein Pferdestall und eine Wagenremise entstanden östlich der Villa. Das Spital wurde als Gesindehaus genutzt. Die ausgeprägte Spieleleidenschaft des Grafen führte ihn bald in den Ruin, und er musste 1886 die Villa verkaufen. Als Käuferin trat Frau Mitzi Pollatschek aus Wien auf. Der Graf verehrte die Käuferin und 1888 wurde geheiratet. Kammerofsky änderte aber seinen Lebensstil nicht und brachte auch seine Frau in finanzielle Schwierigkeiten. 1892 kaufte Anna Schuster aus Dornbach bei Wien den Seebesitz um 16.000 Gulden. Ihr Mann, Julius Schuster war Direktor der Güterverwaltung von Nathaniel Rothschild, einem Enkelsohn von Samuel Rothschild, dem Begründer des Imperiums der Familie Rothschild. Die neuen Besitzer der Villa waren Anna und Julius Schuster, sie hatten fünf Kinder und waren auf der Suche nach einem geeigneten Sommerdomizil für die Großfamilie. So kam dieser Kauf zustande. Anna Schuster ließ die Villa abtragen, nur das Stallgebäude und das Gesindehaus blieben bestehen. Der Dornbacher Architekt und Stadtbaumeister Heinrich Leopold Glaser erhielt den Auftrag zum Neubau einer Villa. Man entschied sich für eine „romantische Facette des Historismus, den Türmchen-und Giebelstil, der gerade vor der Jahrhundertwende in Blüte stand.“¹³

1894 war die neue Villa – die „Villa Schuster“ – fertiggestellt. Sie sollte eigentlich den Namen der Bauherrin Anna tragen. Im Sommer kam die Familie mit den Kindern und dem Hauspersonal in die Villa am See zu Sommerfrische. Die Wintermonate verbrachte man in der Villa in Dornbach. Der Hausherr blieb aber die meiste Zeit in Wien, um gemeinsam mit Baron Rothschild seiner großen Leidenschaft, der Jagd, zu frönen. Von daher rührt auch der Name der Villa „Hubertusschlössl“. Anna Schuster starb 1904 mit 52 Jahren. Sie vererbte

¹³ Stawa, Gerhard: Die Villa Verdin in Millstatt – ein Beitrag zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner, in: Die Kärntner Landsmannschaft, Heft 3 – 4, Klagenfurt, 2008, S. 30.

den Besitz am See zu gleichen Teilen an ihre fünf Kinder. Ihre jüngste Tochter Nathalie heiratete 1907 den Bankier Silvio Verdin von Valsivella aus Friaul. 1916 starb Julius Schuster mit 75 Jahren. Nach dem 1.WK kam es zur Aufteilung des mütterlichen Erbes. Nathalie und ihr Mann Silvio Verdin liebten die Aufenthalte am See, daher erwarben sie die Villa und zahlten die Erbanteile an die Geschwister aus, die ohnedies ihre Lebensinteressen in Wien und auf den Gütern in Schlesien hatten. So wurden Nathalie und Silvio von Verdin 1921 Eigentümer des Besitzes in Millstatt. Das Ehepaar blieb kinderlos, und sie adoptierten die Kinder des Bruders und Schwagers Julius Schuster- nämlich Elisabeth und Nathalie. Die ganze Familie übersiedelte nach Millstatt. Silvio überließ die Bankgeschäfte in Wien Direktoren seines Vertrauens. Die Erhaltung des Besitzes in Millstatt wurde von Verdins Bank „Pinschoff & Co“ in Wien bestritten. Bedingt durch die Weltwirtschaftskrise durchstand die Familie eine sorgenvolle Zeit. 1931 erlitt Silvio einen Schlaganfall und starb bald darauf. Die unerfahrene Nathalie musste sich nun um die Bank kümmern, wobei sie vom Direktorium unterstützt wurde. Sie genoss aber weiterhin ihren Besitz in Millstatt, der von Hans Burger umsichtig verwaltet wurde. 1945 wurde die Villa durch britische Offiziere beschlagnahmt. Nathalie, die Gesellschafterin Josefine Vollmer und das Hauspersonal übersiedelten mit ihren Möbeln, Bildern, Porzellan und Uhren in das Gesindehaus. 1952 räumten die Offiziere die Villa. Die alte Dame und ihre Gesellschafterin zogen nicht mehr in die Villa. Nathalie verkaufte die Villa mit dem Park und einen Teil des Ufergeländes für eine Million Schilling an die „Nachbarschaft Millstatt“. Damit bekam die Villa wieder einen neuen Besitzer. Das ehemalige Gesindehaus und ein Stück Seeufer mit Bootshaus blieben Eigentum von Nathalie von Verdin. Sie starb 1974 in Alter von 93 Jahren. Erben wurden ihre Nichten Nathalie von Moltrecht und Elisabeth Schuster, die 1977 starb. 1952 erfolgte der Umbau der Villa durch die neuen Besitzer zu einem Fremdenverkehrsbetrieb. Dieser Umbau führte zu geringfügigen Veränderungen. Laut Bescheid des Bundesdenkmalamtes vom 6. Dezember 1984 wurden durch die Veränderungen des Jahres 1952 die künstlerische und kulturelle Bedeutung des Objektes als Typus der herrschaftlichen Seevilla nicht wesentlich beeinflusst.¹⁴

¹⁴ (Vgl.) Stawa, Gerhard: S. 29-35.

Seit 2002 ist die Fa. Mangini & Helml KG Pächterin. Sie geben dem Haus eine besondere Note. Die Villa wurde zu einem Treffpunkt für Individualisten.¹⁵

1.3) Entwurf und Ausführung der Villa Verdin

Architekt und Stadtbaumeister Heinrich Leopold Glaser aus Dornbach wurde mit der Planung der Villa beauftragt. Dieser besuchte die Technische Hochschule und die Akademie der Bildenden Künste in Wien beim Architekten Theophil Hansen (Parlament, Musikvereinsgebäude – Wiener Ringstraße). Er gründete gemeinsam mit seinem Bruder die Firma „Heinrich und Franz Glaser jun.“ Sie war hauptsächlich für die Rothschilds tätig. Die Firma war auch mit der Ausführung der Pläne bekannter Architekten betraut. Sie arbeitete aber auch nach eigenen Entwürfen, wie die Villa Verdin in Millstatt. Die Bauten der Firma waren von der historischen Formgebung geprägt.¹⁶

1.4) Zur Außenansicht - die Fassaden des Gebäudes, das äußere Erscheinungsbild, Abb. 8-16

Die im Stil des romantischen Historismus errichtete Villa weist eine Vielfalt von Stilelementen auf und entwickelte sich so zu einem kleinen Schloss. Die nordsüdlich verlaufende Hauptachse (Mittelachse) der Villa orientiert den Bau auf den See hin. Die Hauptfassade und die Haupträume sind auf dieser ausgerichtet. Alle drei Geschosse sind bis zur durchlaufenden tragenden Mittelmauer (in O-W Richtung verlaufend) des Gebäudes über durchgehende Achsen, die in NS Richtung verlaufen, angelegt. Diese Mittelmauer teilt den gesamten Baukörper in einen südlichen und einen nördlichen Bauteil mit einem eigenen tragenden massiven Mauersystem. Auf dem dreiachsigen Grundriss erhebt sich das drei-bis viergeschossige Gebäude mit Souterrain, den zwei Hauptgeschossen, dem ausgebauten Dachgeschoss und dem markanten Treppenhausturm an der Nordseite. Dessen oktogonaler Turmhelm überragt die reich gegliederte Dachlandschaft mit den unterschiedlich steilen Dachflächen, die mit Biberschwanzziegeln eingedeckt sind. Dachformen wie Krüppelwalm-, Vollwalm- und Satteldach beleben das äußere Erscheinungsbild. Die Dächer sind im Traufenbereich leicht geschweift, Strebehölzer stützen die auskragende Dachtraufe. Beim Umschreiten des Hauses öffnen sich einem ständig wechselnde Aspekte. Keine Fassade des Hauses gleicht der anderen.

¹⁵ <http://www.architektenlexikon.at/de/1360.htm>, (4.5.2012) Architekturzentrum Wien

¹⁶ <http://www.architektenlexikon.at/de/1360.htm>, (4.5.2012) Architekturzentrum Wien

Einheitlich ausgeführt sind der hellgelbe Fassadenputz, die meist hochrechteckigen hölzernen Kastenfenster mit den grünen Fensterbalken und Fensterstöcken und das vorkragende Gesimsband zwischen den einzelnen Geschossen. Ebenso weisen die Fenster profilierte Putzfaschen und leicht vorkragende Sohlbänke auf. Der Umriss des Gebäudes ist geprägt von vor- und zurückspringenden Gebäudeteilen.

Die südseitige Fassade, die Hauptansicht, ist dem See zugewandt. Sie ist dreiachsig. Auf der Mittelachse tritt der viergeschossige risalitartige mittige Trakt „1894“ datiert, mit einem Frontgiebel leicht vor die Mauerflucht der beiden flankierenden Seitentrakte. Der sich vorwölbende und wieder zurückspringende Mittelrisalit ist stark durchfenstert, dadurch wird die vertikale Ausrichtung des Mittelrisalit betont. Im Souterrain ist ein geschosshoher rundbogiger offener mit Lochputzkeilsteinen gerahmter Zugang. Im Parterre ist ein hohes Stichbogenfenster mit vertikaler und horizontaler Versprossung. Im ersten Stockwerk ragt ein geschlossener Erker mit einem dreiteiligen Rechteckfenster vor. Dieser Erker ruht auf einem Konsolgesims mit Segmentbogen und schmückendem Keilstein. 1952 wurden im Dachgeschoss Öffnungen nach S ausgebrochen, das Erkerdach entfernt und ein Balkon errichtet. Der mehrfach geschweifte Giebel hat in der Spitze ein halbkreisförmiges, vergittertes Fensterchen, darunter verläuft ein betont vorkragendes dekoratives Gesims, das den Giebelaufsatz mit Windrose gliedert.

Der östliche Seitentrakt der Hauptansicht wird durch Fenster geprägt, der westliche durch die verglaste Loggia mit toskanischen Säulen und verschieden breiten Arkadenbögen mit westlichem Zugang und darüber die geschlossene Holzveranda.

Die Westfassade ist dreiachsig und besteht aus zwei vorspringenden und einem dazwischenliegenden zurückspringenden Gebäudeteil. Der nördliche Teil und der südliche Teil der Westfassade liegen in einer Flucht. Der mittlere Teil mit der im Souterrain gelegenen Durchfahrt, die die Vertikalität der Fensterachsen durchbricht, ist mit der darüber liegenden offenen Terrasse dreigeschossig. Die beiden vorkragenden Gebäudeteile sind ebenfalls dreigeschossig, aber auf unterschiedlichem Niveau. Der nördliche Teil mit einem geschweiften Krüppelwalmdach ist dreimal durchfenstert. Der südliche Teil der Westfassade besteht aus den nach W ausgerichteten Fenstern der übereinander liegenden

Loggia und Veranda. Eine Steintreppe mit schmiedeeisernem Geländer führt parallel zur westlichen Hauswand zuerst auf die Terrasse und weiter hinunter zur Seeterrasse und um die Hausecke zum Souterraineingang. Von der Seestraße gelangt man über Steinstufen hinauf zur offenen Terrasse mit einem Gartenpavillon.

Im Norden der Villa steht der dreieinhalbgeschossige Treppenhausturm mit quadratischem Unterbau. Auf diesem steht ein aufgesetzter oktogonaler Tambour mit vorgeblendetem Fachwerk und mit vier integrierten Doppelfenstern. Der Tambour ist mit einem geschwungenen weit herabgezogenen oktogonalen Spitzgiebelhelm mit vier Dachnasen und einer Wetterfahne versehen. An der Westseite des Turmes ist ein gekuppeltes Rundbogenfenster (Biforium) mit Putzdekor und darüber steht die Holzfigur der Anna Selbdritt unter einem schützenden Dach auf einem Engelskopf als Konsole. An der Nordseite des Turmes liegen übereinander Rundbogenfenster. Der Turm schließt, bevor er in den Aufbau übergeht, mit einem flachen Schulterbogen. In der NW Ecke ist das Hauptportal mit verglaster Schmiedeeisentür mit dem darüber liegenden Dach aus glasierten Ziegeln.

Die dreigeschossige Nordfassade besteht aus einer Sockelzone, den zwei Hauptgeschossen und aus dem Mezzanin unter der Dachtraufe. Dieser Dachausbau von 1952 ist architektonisch nicht gut gelungen, da die Fassade in den Dachbereich hochgezogen wurde. Die Fassade ist unharmonisch und wird von drei horizontal verlaufenden Fensteröffnungen durchzogen.

„[Architektur ist] Harmonie und Einklang aller Teile, die so erreicht wird, dass nichts weggenommen, zugefügt oder verändert werden könnte, ohne das Ganze zu zerstören.“ Leon Battista Alberti 1452, in: De re aedificatoria¹⁷ („Über das Bauwesen“).

Die Ostfassade ist auf die angrenzenden Gebäude gerichtet. Aus dem Krüppelwalmdach im nördlichen Teil ragt schüchtern eine moderne dreieckig geformte Dachgaube. Eine Marienfigur aus Keramik in einem Kupferhäuschen schmückt diesen Gebäudeteil. Eine schöne schmiedeeiserne Laterne und ein

¹⁷ Architekturzitate: <http://www.quotez.net/german/architektur.htm>, 03.03.2018.

Fensterkorb schmücken den leicht gewölbten Durchgang im Souterrain des südlichen Baukörpers.¹⁸

1.5) Das Innere des Gebäudes

Das Innere der Villa wird durch das nördlich gelegene noch ursprünglich erhaltene Stiegenhaus mit Holztreppen, Vertäfelung und Balkendecken aufgeschlossen. Im Haus begegnet man vielen Details, die noch aus der Zeit der Familie Schuster und ihrer Nachfahren stammen. Bilder mit Jagdmotiven, das Bildnis des Kaisers Franz Joseph und seiner Gattin Elisabeth sind Zeugen vergangener Zeit. Füllungstüren mit vertäfeltem Türgewände, ebenso Parkettböden und Kachelböden im Windfang und in der Loggia sind aus der Erbauungszeit. Das 1952 ausgebaute Turmzimmer mit seiner polygonalen Form hat seinen Reiz. **„Bunt, schrill, kitschig, anders – schön. Das ehemalige Hubertusschlössl am Millstätter See ist ideal zum Chillen, Relaxen und Zeitreisen. Es ist ein wundersamer Treffpunkt für Individualisten, [...]“**¹⁹

Der einsetzende Tourismus lockte vermögende Bauherren aus Wirtschaft und Aristokratie an den Millstätter See. Ein Beispiel hierfür ist das damals realisierte Projekt eines **Villenviertels direkt am See**.

Dazu gehören neben der Villa Verdin, auch das etwas westlich davon gelegene „Hotel See-Villa“ mit „Stöckl“ und „Turm.“ Als Vorzeigemodell wurde dieses Projekt in: Österr. Nationalbibliothek, Allgemeinen Bauzeitung, Wien 1886, Blatt 7-12 publiziert.²⁰

¹⁸ Die Beschreibung der Fassaden wurde vor Ort vorgenommen. Einreichpläne des Baumeisters Heinrich Glaser, Wien, am 14.08.1893, wurden zur weiteren Orientierung verwendet. Die Baupläne wurden von der „AG Nachbarschaft Millstatt“, vertreten durch den Obmann Gottlieb Strobl, zur Einsichtnahme zur Verfügung gestellt.

¹⁹ <http://www.monte-welt.com/hotels-landhaeuser/österreich-kaernten/villa-verdin.htm>, 04.03.2012.

²⁰ Brugger, Christian: Architektur im 19. und 20. Jh., in: Moderne in Kärnten, hg.v. Gottfried Biedermann und Barbara Neubauer, Wien-Graz-Klagenfurt 2009, S. 48.

2.) Das Hotel „See-Villa“, Abb. 17-23

Lage: Millstatt, See-Straße 68

Bauherr: Rudolf Schürer von Waldheim

Architekt/Entwurf: Karl Mayreder und Heinrich Anton Köchlin, Wien

Bauzeit: 1882-1885

Besitzer: Erben der Familie Tacoli

Nutzung: Hotelbetrieb

Gesamtfläche der Anlage: 3943m² ²¹

2.1) Geschichte des Hauses

Der Bauherr Rudolf Schürer von Waldheim (1832-1890) stammte aus einer Wiener Großbürgerfamilie. Er besuchte das akademische Gymnasium in Wien, anschließend erfuhr er die Ausbildung in der Hof- und Staatsdruckerei. Er gründete 1855 sein erstes Unternehmen, die bedeutende „Xylographische Anstalt“. Es folgten Zeitungsgründungen wie die europaweite bekannte „Bauzeitung“, welche die „Artistische Anstalt“ herausgab. Rudolf Schürer von Waldheim kam 1870 nach Millstatt, um seinem Asthmaleiden Erleichterung zu verschaffen.

Im Sommer 1882 erwarb er das „Sichererhaus“, das auf einem schmalen Uferstreifen lag, um zwei Landhäuser zur Unterbringung von Sommergästen zu bauen. Die beiden Wiener Architekten Karl Mayreder und Heinrich Köchlin wurden mit der Ausführung der Gebäude beauftragt. Rudolf Schürer erlag 1890 seinem Asthmaleiden. Alle Besitzungen, die Schürer in Millstatt erwarb, sind heute noch im Besitz der Nachfahren der Familie seiner beiden Töchter. Heute wird das Hotel von den Nachfahren von Anton Tacoli, der 2015 starb, geführt.

Die beiden Architekten Mayreder (Assistent bei Heinrich von Ferstel, Votivkirche in Wien, Hauptwerk der Neogotik in Wien) und Anton Köchlin (wie Mayreder studierte er bei Ferstel) planten das Hotel und das „Deutsche Haus“. ²², ²³

²¹ Laut Grundbuchauszug der Katastralgemeinde 73209 Millstatt, Einlagezahl 80.

²² Villenbauten des Herrn R. v. Waldheim zu Millstatt in Kärnten. Entworfen und ausgeführt von den Architekten Karl Mayreder und Heinrich Anton Köchlin. Hiezu Tafeln Nr. 7-12, in: Österreichische Nationalbibliothek. Allg. Bauzeitung, Wien 1886, S. 8.

²³ Stawa, Gerhard: Rudolf Schürer von Waldheim, 1832-1890, ein vergessener Förderer von Millstatt, in: Die Ktn. Landsmannschaft, Heft 3-4, 2007, S. 10-14.

2.2) Zur Ausführung der Bauten 1882 – 1884

Bei der Disposition der Gebäude traten Probleme auf, weil nur ein schmaler Streifen zwischen der Straße und dem See, und ein noch kleinerer Terraintreifen oberhalb der damals nahe am Seeufer verlaufenden Straße zur Verbauung zur Verfügung standen. Die angrenzenden Gründe waren in ärarischem Besitz und konnten nicht erworben werden. Nur durch eine größere Erdbewegung war es möglich, den benötigten Bauplatz für die Gebäude zu gewinnen. Die „See-Villa“ und der Garten kamen auf einem im See angeschütteten Grunde zu stehen, der durch einen Wehrbau aus Piloten, Faschinen (Reisigbündel zur Gründung von Bauwerken in sumpfigem Gelände, in: Köpf/Binding: Bilderwörterbuch der Architektur, Stuttgart 2005, S. 166.) und Steinen gegen den See zu befestigen war. Die Villa und das Deutsche Haus mussten auf Piloten mit Rost und Betonlage fundiert werden. Das Gelände für das Wirtschaftsgebäude musste drei Meter tief bis auf das Straßenniveau abgetragen und mit Futtermauer (Gemauerte Bekleidung, z. B. einer Böschung [...] in: Köpf/Binding, Wörterbuch der Architektur, Stuttgart 2005, S.197.) gesichert werden. Die Fassaden wurden in Weißkalk mit verschiedenfarbigem Sand geputzt. Der Balkon und die Erker sowie einige Dekorationen der Villa wurden aus Sancto Stefano-Stein in Triest gefertigt. Die Dächer wurden mit Ziegeln gedeckt, wobei bei einigen spitzen Verdachungen kleine, grün glasierte Biberschwänze verwendet wurden. Die Balkone wurden aus Lärchenholz errichtet.

Eine Lithographie aus dem Jahre 1886 unter dem Titel „Villenbauten zu Millstatt in Kärnten“ veröffentlicht in der „Wiener Bauzeitung“ der „Artistischen Anstalt Rudolf von Waldheim“ veranschaulicht die Lage der See-Villa mit den dazugehörigen Bauten.

Die See-Villa als Hauptgebäude im Vordergrund und der nordöstlich gelegene Fachwerkbau, das Stöckl und der sogenannte Turm, in dem der Eiskeller lag, beherrschen als Ensemble die rechte Bildhälfte.

2.3) Das äußere Erscheinungsbild des Hotels „See-Villa“

Der repräsentativ ausgeführte Bau ist deutlich von Schlossbauten der Renaissance und des Barock beeinflusst. Der zweigeschossige Rechteckbau mit ausgebautem Dachgeschoss ist in Grundriss und Aufriss symmetrisch. Die

Hauptfassade ist mit zwei übereck gestellten Erkern mit leicht geschweiften Pyramidendächern mit grünen glasierten Ziegeln auf den See hin gerichtet. Kern der südlich gelegenen Hauptfassade ist die mittlere Hausachse mit den vier Fensterachsen. Auf dieser steht der Knickschweifgiebelrahmen des Giebelhäuschens mit zwei Fensteröffnungen und aufgesetzter Wetterfahne. Im Obergeschoss sind mittig gekuppelte Rundbogenfenster mit davor liegendem Balustradenbalkon aus Marmor, ruhend auf vier geschwungenen Konsolen. Im Erdgeschoss führt eine zweiarmige Steintreppe mit gemauertem Geländer zum zentralen Eingang. Auf den flankierenden Achsen des Mittelteils sind im Parterre und im ersten Stock jeweils einfache Fenster mit Holzbalken und gekuppelte Doppelfenster ebenfalls mit Holzbalken. Einen besonderen Akzent bilden die mit reichlich weißem Putz geschweiften Fensterverdachungen und Sohlbankgesimse im OG. Aus dem leicht geschweiften Krüppelwalmdach ragen vier Dachhäuschen. Die Südfassade weist verschiedene Stilelemente auf. Das Krüppelwalmdach wie bei den Kärntner Bauernhöfen passt sich mit seinen Dachhäuschen den ländlichen Formen an. Die beiden Erkertürmchen mit den Pyramidendächern waren in ihrer Art in der Renaissance und im Neobarock als Schmuckstück des Hauses beliebt.

Die östliche und westliche Schmalseite der See-Villa sind dreiachsig. An der Ostseite ist mittig ein Okulusfenster, darunter im ausgebauten Dachgeschoss sind an der Ost- und Westseite kleine Balkone. An der Ostseite steht in einer neobarocken Rundbogennische eine Marmorfigur. Ebenso ziert eine Sonnenuhr die Mitte dieser Fassade. An der Westseite ist im EG ein Zubau mit Speisesaal und Nebenräumen. Die harmonisch wirkende Nordfassade ist siebenachsig angelegt. Zwei Balkone begrenzen die Außenseiten der Fassade. Auf der Mittelachse steht der eingestellte viergeschossige Treppenturm mit Krüppelwalmdach und Dachbekrönung.²⁴

2.4) Zur Innenausstattung

Der repräsentative Ausdruck der Villa setzt sich im Gebäudeinneren fort. Der Salon in der Empfangshalle im Parterre erinnert an die Zeit der Vorfahren des

²⁴ Hotelbroschüre (nicht datiert) und mündliche Information durch den Hausbesitzer Anton Graf Tacoli, April 2012.

Hausherrn. In der zweiflügeligen Glastür, die zum See führt, sind die Wappen der Familie Tacoli. ²⁵

**3.) „Villa Tacoli“, seit 1959 so benannt,
früher als „Deutsches Haus“ bekannt, Abb. 24-26**

Lage: Millstatt, Seestraße 82

Bauherr: Rudolf Schürer von Waldheim

Architekt: Karl Mayreder und Heinrich Anton Köchlin, Wien

Entstehungsjahr: 1883

Besitzer: Erben der Familie Tacoli

Nutzung: Wird gemeinsam mit dem Hotel „See-Villa“ als Hotel geführt.

3.1) Das Haus im „Heimatstil“ der Jahrhundertwende

Die Holzbalkone und die Dachform lassen den ländlichen Charakter erkennen. Die Bezeichnung „Landhaus“ wäre für dieses BW auf Grund der entlehnten Zitate aus der bäuerlichen Architektur angebrachter als „Villa“ oder „Deutsches Haus.“ ²⁶ „Der seit den fünfziger Jahren des 19.Jh. nicht nur das Salzkammergut, sondern alle neu entdeckten ländlichen Erholungsgebiete überflutete „Schweizer Stil“ ist in seiner architektonischen Grundkonzeption sehr variabel, [...]“ ²⁷

Das Haus hat den gleichen Bauherrn und Architekten wie die See-Villa. Es wird gemeinsam als Hotel geführt. Das in der Längsachse sich ausbreitende Haus ist nur wenige Meter vom Seeufer entfernt.

Es steht auf einem asymmetrischen GR, aber mit einer angedeuteten durchlaufenden auf den See orientierten Achse. Die auffallende dreiteilige Arkatur der Holzveranda in Rostbraun gehalten, ist im OG in Ständerbauweise ausgeführt. Die Farbgebung der Fensterbalken hebt sich von dem zartrosa gemalten Putz der Fassade ab.

Die gesamte Ostansicht wird durch die Holzveranda im OG und den Holzbalkon im Giebelgeschoss geprägt.

²⁵ Beschreibung der Innenansicht war nur bedingt möglich.

²⁶ <http://www.wikipedia.org/wiki/Heimatstil>, (04.03.2012), aktualisiert (12.12.2011)

²⁷ (Vgl.) Oberhammer, Salzburg 1983, S. 32.

An der Nordseite ist ein weiterer Holzbalkon mit Pultdach. Hier wird der ländliche Charakter des Hauses weiter unterstrichen.

3.2) Das Innere des Hauses: Die Innenausstattung des Hauses birgt ebenso wie das äußere Erscheinungsbild typische Heimatstilelemente.²⁸

4.) Die „Villa Streintz“, Abb. 27-30

Lage: Millstatt, Überfuhrgasse 94

Bauherr: Univ. Prof. Franz Streintz, Institutsvorstand der TU in Graz

Architekt: Anton Schippel aus Graz ²⁹

Entstehungszeit: 1893-1894

Das Gebäude wurde 1984 unter Denkmalschutz gestellt.³⁰

Besitzerin: Margareta Pelleter

Der Besitz fiel nach dem Tod (2012) von Margarete Pelleter der Agrargemeinschaft Nachbarschaft Millstatt zu.

Nutzung: Vermietung

Gesamtfläche: 2404m² ³¹

4.1) Der Typus der Ferienvilla

Die Villa ist der Typus der „Ferienvilla“ des späten Historismus.

4.2) Die Lage der Villa

Das Grundstück mit Villa liegt in Ufernähe, wo sich zwei Gassen (Seestraße und Überfuhrgasse) begegnen. Das nach Ost-West gerichtete Gebäude steht im Bereich der SO-Ecke des nach N offenen Grundstücks.

4.3) Das äußere Erscheinungsbild der Villa

Das Gebäude verfügt über einen unregelmäßigen, fast U-förmigen GR. Die zwei-bis dreigeschossige Villa ist eine Kombination aus unterschiedlichen Architekturmotiven, die für die Jahrhundertwende bezeichnend sind. Bei einem Rundgang um das Gebäude begegnet man verschiedenen

²⁸ Besichtigung und Beschreibung vor Ort.

²⁹ Keine Baudokumente erhalten. Als Anton Schippel in der Broschüre von Bernd Oberhuber, Millstatt 1994, S. 67, erwähnt.

³⁰ Bescheid des Bundesdenkmalamtes Wien, am 27.09.1984, Zl. 9830/84.

³¹ Laut Grundbuchauszug der Katastralgemeinde 73209 Millstatt, Einlagezahl 69 u. 117.

Architekturelementen: dem eingestellten Turm an der Ostseite, der zweigeschossigen Holzveranda an der SO-Seite, den zwei Erkertürmchen an der SW- und SO- Seite und dem einen zum See gerichteten Risalit, an dessen westliche Seite sich eine zweigeschossige Holzveranda schmiegt, sowie den zwei nach Norden gerichteten risalitartigen Bauteilen. Trotz der Differenziertheit im Aufriss ist die Planung der Villa auf den See hin konzipiert, und damit ist die Hauptansicht die Südfassade der Villa.

Diese Fassade mit den zwei Erkertürmchen, der zweigeschossigen offenen Holzveranda mit fein ausgeführten Sägeornamenten und dem dreigeschossigen Risalit mit Krüppelwalmdach ist fünfachsrig, wobei der einachsige Risalit aus der Mittelachse rückt. Ein weit auskragendes Kordongesims betont die Horizontale, gliedert die Geschosse und verhindert jegliche Vertikaltendenz. Im Parterre wird die Horizontale durch Putzbänder in hellem Ocker und Konsolelemente sowie durch die eigenartig kubischen Formen bei den Erkern besonders hervorgehoben. Die Holzarbeiten mit der Tragekonstruktion des weit auskragenden Daches des Risalits zeugen vom großen handwerklichen Können dieser Zeit. Die ein- und zweigeschossigen Erkertürmchen mit Pyramidendächern dominieren an beiden Gebäudeecken an der Fassade. Der südwestliche ist mit glasierten Biberschwanzziegeln gedeckt, der südöstliche Erker wurde wahrscheinlich bei Ausbesserungsarbeiten mit Blech gedeckt. Das Gebäude besitzt unterschiedliche Dachformen: ein Krüppelwalmdach bei den Risaliten, Pyramidendächer bei den Erkertürmchen und ein geschweiftes Walm-Zeltdach, ein sogenanntes Walmdach mit flachem Scheitel. Beim eingestellten dreigeschossigen Turm ist das dritte Geschoss mit einer Fachwerkvorblendung ausgeführt. Ein Vollwalmdach überdeckt den Hauptkörper des Gebäudes.

An der Nordseite sieht man den U-förmigen GR mit den zwei Eckrisaliten, die zweiachsrig durchfenstert sind. Unterschiedliche Gestaltungselemente gliedern und lockern die Fassade des eintönig wirkenden Mittelbaus auf. Die Westfassade ist fensterlos bzw. mit zugemauerten Fenstern versehen.³²

³² Beschreibung des äußeren Erscheinungsbildes vor Ort und anhand von Plänen aus dem Jahre 1988. Einsichtnahme in die Pläne im Bauamt der Marktgemeinde Millstatt. Es wurden keine wesentlichen Veränderungen am Bau seit 1988 vorgenommen.

4.4) Das Innere der Villa

Auffallend sind im Inneren des Hauses die qualitätsvollen Zimmermannsarbeiten im Treppenhaus und im ersten OG. Trotz einer notwendigen Generalsanierung des Gebäudes unter Einhaltung des Denkmalschutzes, ist zu wünschen, dass dieses architektonisch beachtenswerte BW des späten Historismus als Baudenkmal seiner Zeit dem Ort Millstatt erhalten bleibt.³³

5.) „Villa Luisenhof“ oder „Hotel Parkschlössl“, Abb. 31-34

Lage: Millstatt, Schwarzstraße 108

Bauherr: Finanzrat Baron DR. Adolf Schwarz

Entwurf und Ausführung: unbekannt, vermutlich ein Architekt aus Italien, kein Baudokument vorhanden.

Bauzeit: 1898-1901

Seit 1984 unter Denkmalschutz gestellt.

Besitzer: DI DR. Karl Unterkofler

Nutzung: Hotelpension

Gesamtfläche: 6767m²³⁴

5.1) Lage der Villa

Die Schwarzstraße, nach Adolf Schwarz benannt, führt östlich der Villa vorbei. Das Grundstück, das leicht nach S abfällt, liegt in einem Bereich lockerer Verbauung mit der ehemaligen Villa Carina, dem Familienhotel Post und einigen Villen. Der Bau ist nach S ausgerichtet und steht auf einer künstlich angelegten Terrasse. Diese wird von einer hohen Naturstein-Futtermauer zur tiefer gelegenen Liegewiese begrenzt. Ein Park breitet sich südlich der Villa aus.³⁵

5.2) Zur Geschichte des Hauses

Die Villa wurde als herrschaftlicher Sommersitz für den Wiener Finanzrat Baron Dr. Adolf Schwarz und seiner Frau Luise 1898-1901 erbaut.

³³ Einsicht in die Innenräume nur bedingt möglich.

³⁴ Laut Grundbuchauszug der Katastralgemeinde 73209 Millstatt, Einlagezahl 576.

³⁵ Lagebeschreibung vor Ort vorgenommen.

Das Ehepaar Schwarz war bis 1920 im Besitz der Villa. Nachher wechselte die Villa ihre Besitzer. 1974 kaufte die ADEG Spittal auf Zeitrente von 14 Jahren den gesamten Besitz. Sie wollte die Villa abreißen und darauf einen Supermarkt bauen. Dieses Ansinnen wurde aber Gott sei Dank durch die Familie Unterkofler unterbunden, die 1977 die Villa kaufte.³⁶

5.3) Das äußere Erscheinungsbild der Villa

Im Vergleich zu den reizvollen Villen am See mit ihrem nobilitierten Aussehen, ist die Villa etwas nüchterner und im Erscheinungsbild weniger verspielt ausgefallen. Es fehlen ihr die weichen Formen. Der Baukörper hat an der Süd-, Ost- und Westseite risalitartige Bauteile. An der N-Seite überragt ein viergeschossiger Treppenhausturm die vielfältige Dachlandschaft der Villa. Im SO liegt im Hochparterre eine Rundbogenloggia auf vier Steinpfeilern. Die Südseite ist reich gegliedert. Der Haupteingang liegt im Hochparterre auf der Mittelachse. Im OG ist ein hölzerner Erker, der später hinzugefügt wurde. Trotz der reich gegliederten Fassade im S und O strahlt der Bau Ruhe und Geschlossenheit aus. Dies ist vor allem auf das einheitlich gestaltete Fassadendekor zurückzuführen. Die Fassaden verfügen über eine glatte Quaderung an den Gebäudeecken und an der Loggia. Das Traufgesims ist mit Sgraffito-Ornamenten geschmückt. Das Sockelgeschoss springt leicht vor und lockert durch seine Putzrustika die Fassade auf. Die Oberflächenstruktur der Fassadenwandflächen aus hellgelbem Kellenspritzwurf hebt sich von den weißen Eckquadern, Gesimsbändern und Fensterumrahmungen ab und verleiht der Villa eine freundliche Note. Die Villa besitzt eine stark gegliederte Dachlandschaft aus: Krüppelwalmdächern, einer Dachpyramide und einem Vollwalmdach über dem Kern des Gebäudes. Dreiecksgaupen sind in den Dachflächen platziert.³⁷

5.4) Zur Innenausstattung

Pfeilerarkaden im Hauptraum, Kreuzgewölbe und Gurtbögen im nördlichen Teil der Halle, Kassettendecken und Wandvertäfelungen, Doppeltüren mit geätzten figural gestalteten Glasscheiben sind Details dieses späthistoristischen

³⁶ Zur Baugeschichte: Mündliche Informationen von Marianne Unterkofler erhalten.

³⁷ Beschreibung der Anlage vor Ort erstellt. Einsichtnahme des Bescheids des Bundesdenkmalamtes, Wien, am 29. Juni 1984, Zl. 4480/84.

Villenbaus, die es zu noch erhalten lohnt, wenn die Innenausstattung den heutigen Standards angepasst werden sollte.³⁸

6.) „Villa Paumgarten“, Abb. 35-40

Lage: Millstatt, Schwarzstr. 112

Bauherrin der Vorgängervilla („Villa Wöber“): Anna Wöber, Klagenfurt³⁹

Entstehungszeit des Vorgängerbaues: vermutlich um 1900

Ausbau der Villa: um 1903

Bauherr: Hans Kahlhofer und Bacher Franz jun.

Entwurf: Georg Leitner

Besitzer: Nikolaus und Anita Hertnagel

Nutzung: Privat

Gesamtfläche: 2419m²⁴⁰

6.1) Lage der Villa (Plan mit Schwarzstraße)

An der Ostseite der Schwarzstraße am ehemaligen „Hoffeld“ auf einem leicht geneigten Wiesengrund, umgeben von Villen, die zum Teil um die Jahrhundertwende entstanden sind, liegt die Villa. Sie steht im nordwestlichen Teil des fast quadratischen Grundstückes.

6.2) Die Baugeschichte der Villa

Der Vorgängerbau war um 1900 im Besitz der Frau Anna Wöber. 1902 erwarben Hans Kahlhofer und Franz Bacher jun. den Besitz. Auf einer Zeichnung von Edward Theodor Compton, Alpenmaler, ist die „Villa Wöber“, also der Vorgängerbau, als eingeschossiger Bau abgebildet. Bereits 1903 wurde ein Plan von Georg Leitner (Architekt?) zum Ausbau des Objektes der Gemeinde Millstatt vorgelegt. 1931 erwarben der Notar Dr. Eugen Paumgarten zu Hohenschwangau-Erbach und seine Gattin Edith die gesamte Anlage. Der Adoptivsohn Gustav Paumgarten erbte den Besitz und suchte einen Käufer. Laut Aussage sollte die Villa abgerissen und das Grundstück vermarktet werden. 2006 kaufte das deutsche Ehepaar Nikolaus und Anita Hertnagel den

³⁸ Beschreibung vor Ort.

³⁹ Laut Grundbuchauszug der Katastralgemeinde 73209 Millstatt, Einlagezahl 158.

⁴⁰ Ebd., Grundbuchauszug.

Gesamtbesitz mit Villa. Voll Stolz und mit viel Engagement des Ehepaars wurde das Anwesen renoviert.⁴¹

6.3) Beschreibung der Außenansicht der Villa

Der reizvolle Turm an der Westseite ist wie ein barocker Glockenturm gestaltet und trägt entscheidend zum individuellen Erscheinungsbild des Gebäudes bei. Das dreigeschossige Gebäude hat zum Teil einen symmetrischen GR- und Aufriss. Die Wohnräume und Veranden sind nach S ausgerichtet. Der Baukörper ist stark gegliedert durch risalitartig vorspringende Bauteile an der S-, N- und W-Seite mit dem Turm, durch außenliegende Treppenaufgänge und durch eine zweigeschossige Holzveranda im SO. Bis auf wenige Details vermittelt die Villa Geschlossenheit und Harmonie. Der eingestellte Turm mit quadratischem GR besetzt die Mitte der dreiachsigen Westseite. Sein reichlich mit barocken Formen ausgeführter Helm mit pagodenhafter Bekrönung, bestimmt die Wirkung der Westansicht.

An der Südseite ist der leicht vorspringende Mittelrisalit mit zwei Seitentrakten. Eine geteilte Glastüre führt hinaus zu einer rundbogigen Terrasse mit Balustrade. Der östliche Seitentrakt besitzt eine zweigeschossige geschlossene Holzveranda.

Die Ostseite ist im EG und OG durchfenstert.

An der Nordseite kragt der Mittelrisalit stärker vor als an der S-Seite. Er ist dreigeschossig mit einem ausgebauten Giebelgeschoss –ein Dreiecksgiebel mit gekappter Spitze und zur Dekoration sind Knäufe draufgesetzt. Ein überdachter außenliegender Treppenaufgang mit Richtungswechsel führt in das OG des Mittelrisalits.⁴²

6.4) Die Innenansicht der Villa

Das Innere wurde mit viel Liebe und Geschmack von den Besitzern neu gestaltet. Die hohen weitläufigen Räume wurden modern eingerichtet. Diese Villa ist ein Beispiel dafür, wie man ein über hundert Jahre altes Gebäude mit

⁴¹ Plan zur Aufbauarbeit, Millstatt, 14.01.1903, Georg Leitner. Plan vom Besitzer Nikolaus Hertnagel zur Einsichtnahme zur Verfügung gestellt.

⁴² Beschreibung vor Ort und anhand der Pläne: Millstatt, am 14.01.1903 und der Pläne: Spittaler-Meisterbetriebe, Bauleistung aus einer Hand, vom 11.04.2007.

entsprechenden finanziellen Mitteln und persönlichem Einsatz den Bedürfnissen der Zeit entsprechend gestalten kann.⁴³

IV) Resümee zum Thema „Die Villenarchitektur als dominanter Baustil der Gründerzeit – eine kunsthistorische Betrachtung repräsentativer Villen in Millstatt am See“

Millstatt ist mit seiner Geschichte, Kultur und Architektur nach wie vor der kulturell bedeutendste Ort am Millstätter See. Das Ortsbild wird geprägt vom Komplex des ehemaligen Stiftes. Daneben sind die Villen der Gründerzeit ein Blickfang für jeden interessierten Besucher. Qualitätsvolle moderne Architektur soll neue Akzente setzen, ohne das gewachsene Ortsbild zu zerstören. Diese Gefahr besteht auch in Millstatt. Die Gefahr besteht darin, dass gewinnbringende Bauprojekte Schäden anrichten, deren Spätfolgen noch nach Jahrzehnten spürbar sein werden. Die Landschaft als höchster Wert darf nicht durch fortschreitende Zersiedlung konsumiert werden. In der Bevölkerung und bei ihren Vertretern muss das Verständnis für die historische Bausubstanz gestärkt werden. Die Erhaltung dieser Substanz durch Pflege und behutsame Erneuerung soll im öffentlichen Interesse stehen. Die Eigentümer sind damit häufig überfordert, so stellt sich die Frage, ob und wie Finanzierungshilfen oder wenigstens eine professionelle Beratung durch Techniker, Denkmalschützer, Architekten und Kunsthistoriker möglich sind. Die Erhaltung setzt Ertrag durch zeitgemäße Nutzung voraus, sonst ist sie für den privaten Eigentümer nicht zumutbar. Denkmalgeschützte verfallende Bauten sind ebenso eine Schreckensvision wie Bauträger-Projekte, die für sich betrachtet ökonomisch sinnvoll sein mögen, aber keine architektonische Wertigkeit haben und keine strukturelle Verbesserung der Region bringen. Ob es gelingt, neben dem Tourismus andere Wirtschaftszweige als Existenzgrundlage für eine Wohnbevölkerung mit entsprechender Altersstruktur zu schaffen, sei zu hoffen! Ohne diese wirtschaftliche Grundlage kann qualitätsvoller Bau nicht stattfinden und ist auch die Substanzerhaltung in Gefahr. Der Verkauf bedeutender Bauten an potente Erwerber, die aus Liebe zur Schönheit ihren neuen Besitz pflegen, kann im Einzelfall erfreuliche Ergebnisse bringen, ist aber kein Allheilmittel!

⁴³ Führung durch die Innenräume mit dem Hausbesitzer. Wahrung der Privatsphäre von dem Hausbesitzer erwünscht.

„Architektur ist Kultur und Identität. Und diese Identität, die auch die Vergangenheit einschließt, muss sich in der Architektur manifestieren. Dadurch schafft man Unverwechselbarkeit. Bei uns fehlen oft das Bewusstsein für Identität und die Auseinandersetzung mit Geschichte und Baukultur.“⁴⁴

⁴⁴ (Marion Wicher-Scherübel, österreichische Architektin, tätig in Graz und München, in: „Kleine Zeitung“, Steiermark, Dez. 2006.)

Abbildungen zum Text



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4

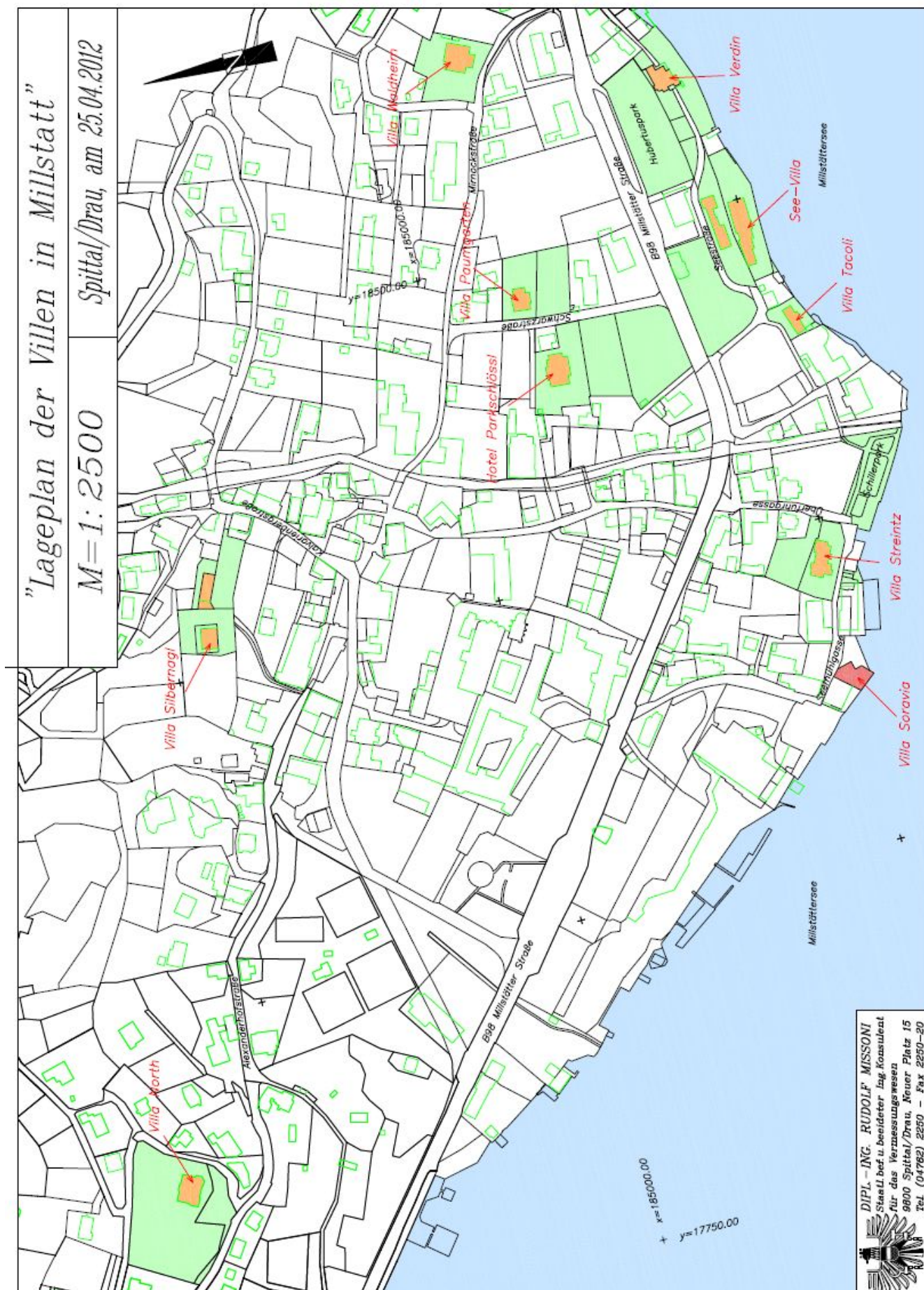


Abb. 5

„Villa Verdin“ oder „Hubertusschlössl“



Abb. 6

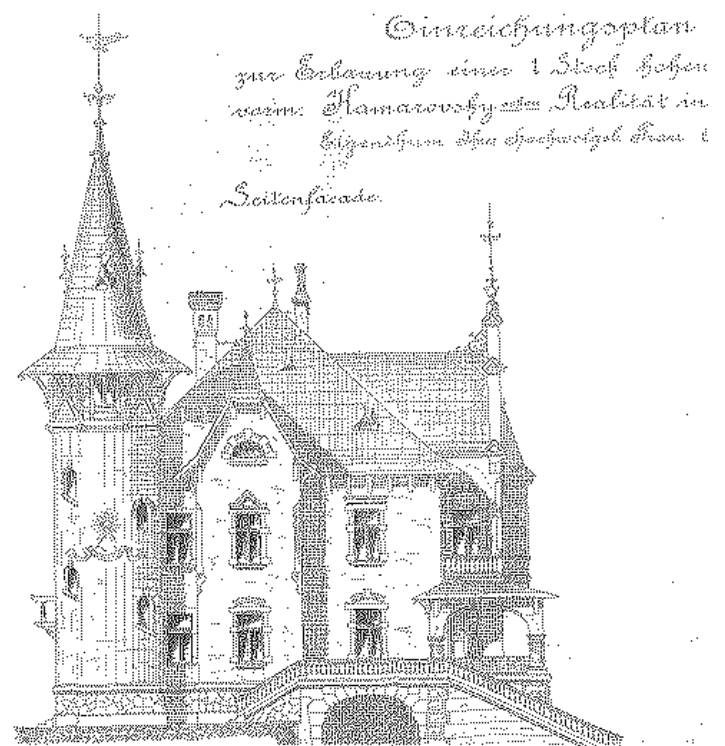


Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11



Abb. 12



Abb. 13



Abb. 14



Abb. 15



Abb. 16

Das Hotel „See-Villa“



Abb. 17

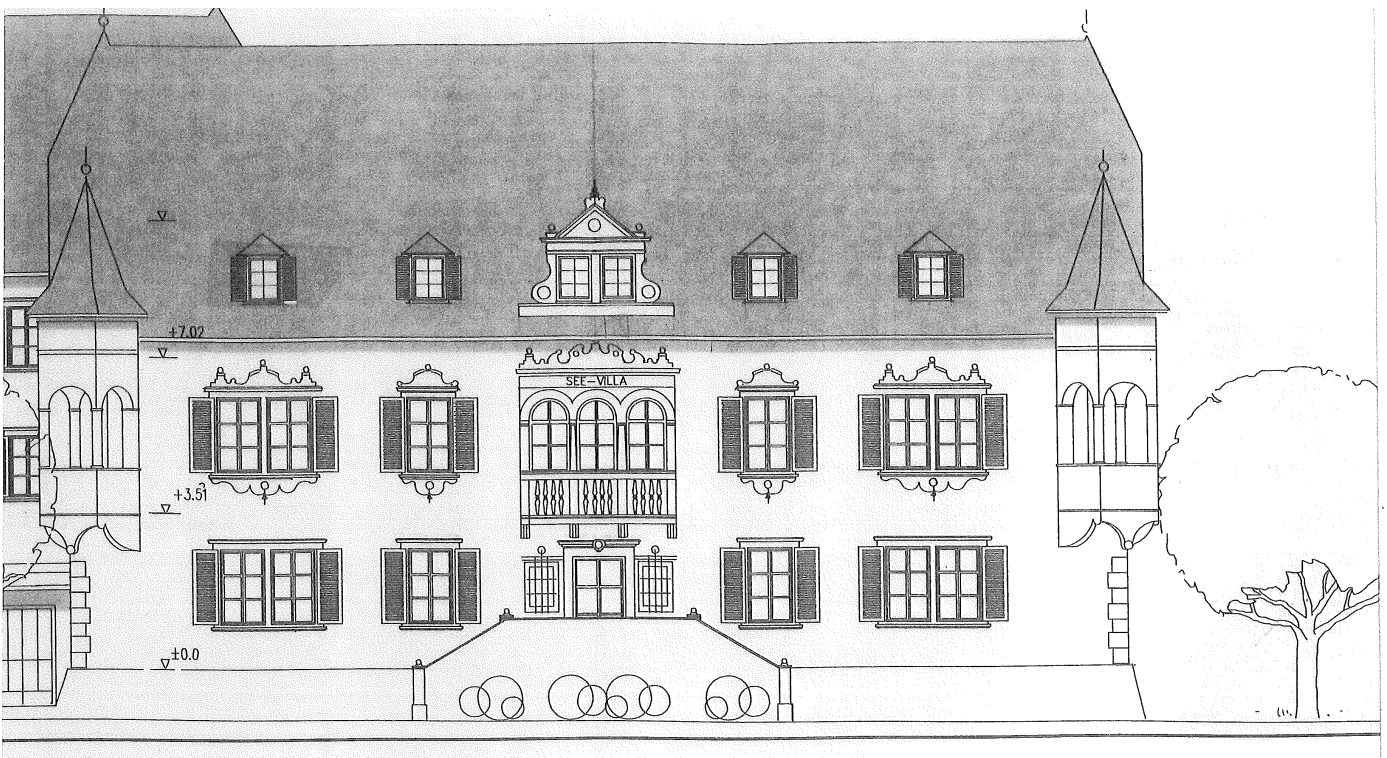


Abb. 18



Abb. 19



Abb. 20



Abb. 21



Abb. 22



Abb. 23

„Villa Tacoli“



Abb. 24

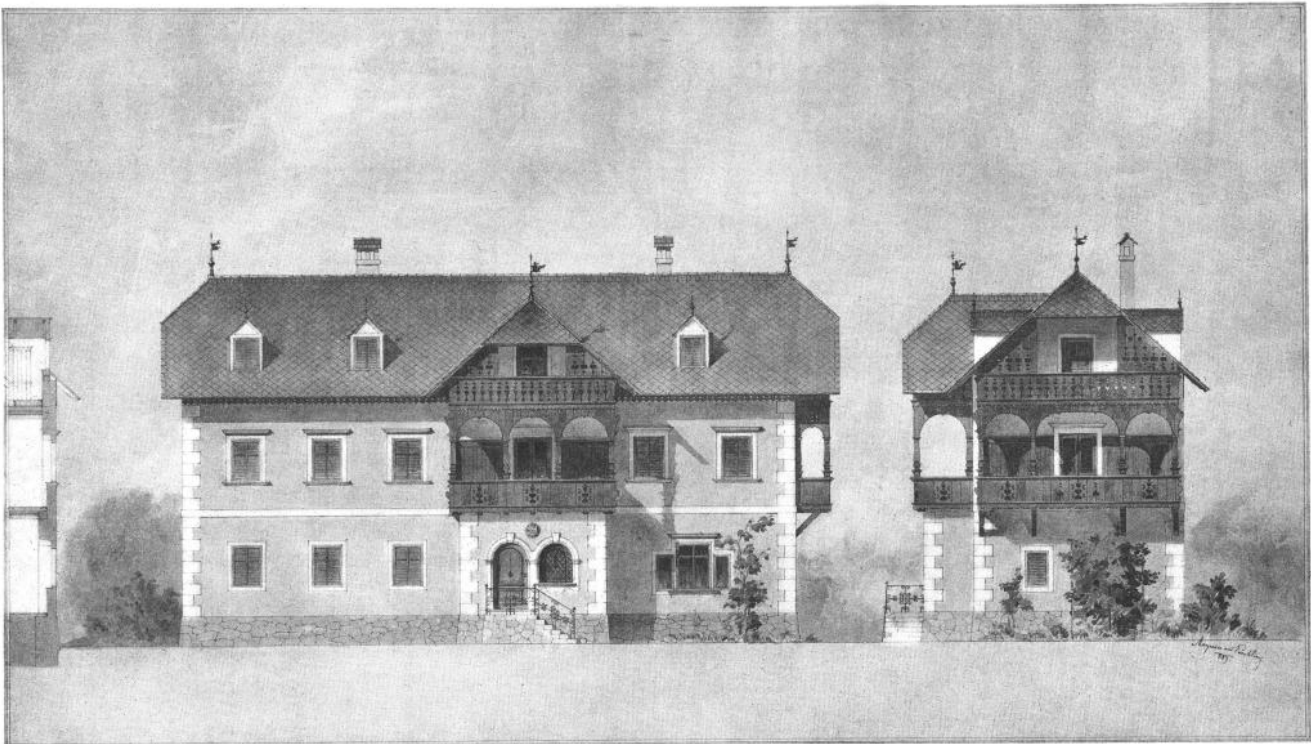


Abb. 25



Abb. 26

Die „Villa Streintz“



Abb. 27

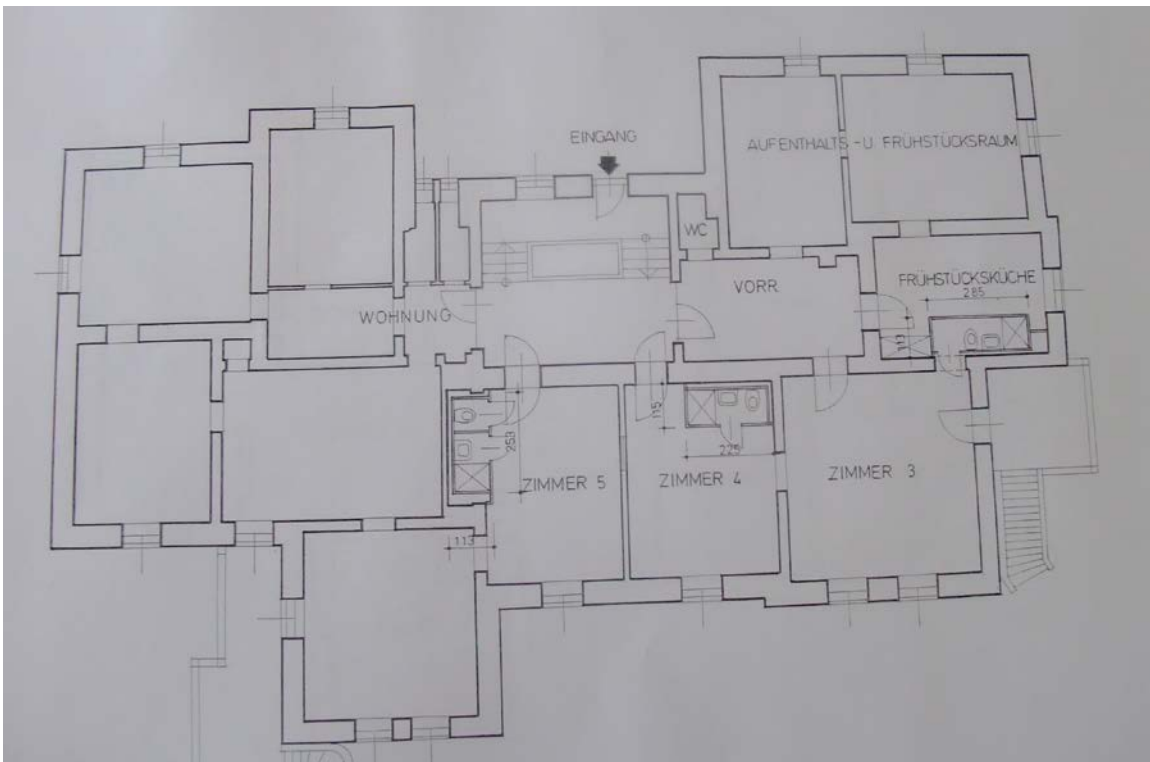


Abb. 28

Die „Villa Streintz“



Abb. 29



Abb. 30

„Villa Luisenhof“ oder „Hotel Parkschlössl“



Abb. 31



Abb. 32



Abb. 33



Abb. 34

„Villa Paumgarten“

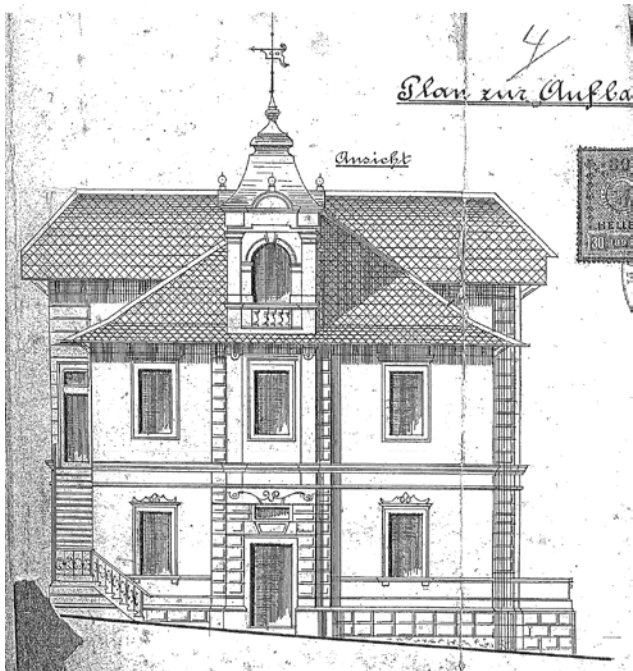


Abb. 35

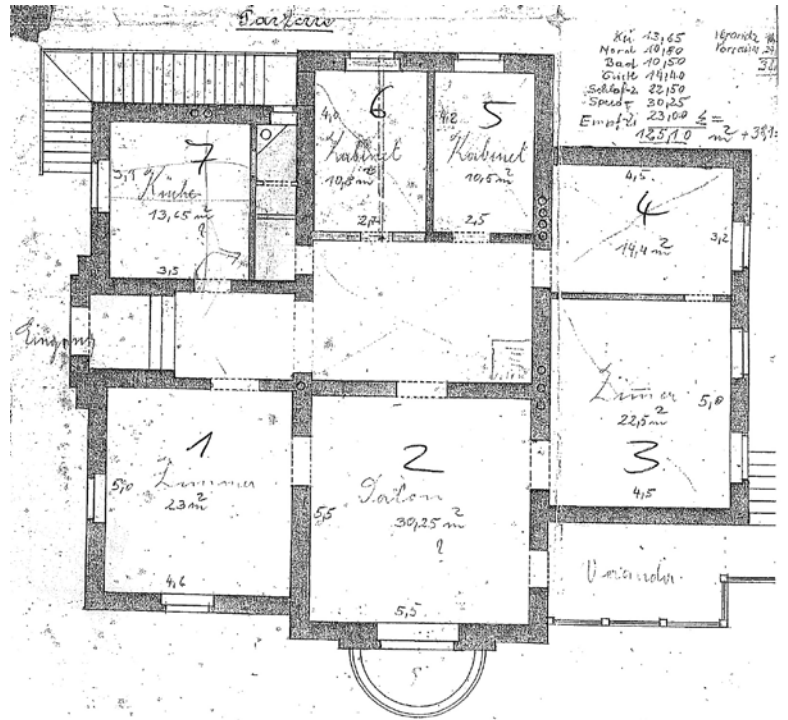


Abb. 36



Abb. 37



Abb. 38



Abb. 39



Abb. 40

Felix von Luschan's „Villa Felicitas“ – Von der Planung bis zum Abriss

Hubert D. Szemethy – Peter Ruggendorfer*

1884/85 ließ Felix von Luschan im Osten von Millstatt direkt am See eine imposante Villa errichten, die in Anlehnung an seinen Vornamen „Villa Felicitas“ genannt wurde. Bislang war über diesen Bau, der 1961 im Zuge der Verbreiterung der Millstätter Bundesstraße (B 98) abgerissen wurde, nur relativ wenig bekannt, obwohl die Villa nicht nur wegen der Berühmtheit seines Besitzers ein beliebtes Foto- und Ansichtskarten-Motiv war (Abb. 1).



Abb. 1: Postkarte mit der Ansicht der „Villa Felicitas“ und Schloss Heroldegg aus dem Jahr 1924, Verlag Franz Knollmüller, Graz, Nr. 633/32 (Privatsammlung)

Nur wenig ist über sie publiziert worden¹. Erst durch das großzügige Entgegenkommen und die Auskunftsbereitschaft einiger Personen ist es möglich geworden, sich diesem Bau, einem in seiner Form herausragenden Beispiel Millstätter Villenarchitektur, anzunähern.

Wir danken daher an dieser Stelle Alexander und Dorette Schäfer, die uns im Sommer 2012 die Benutzung und wissenschaftliche Auswertung der in Ihrem Besitz befindlichen Pläne und Fotografien der „Villa Felicitas“ gestatteten. Ebenso gewährte Gudrun Senigl Einblick in ihre reichen auf die Familie von Luschan bezogenen Unterlagen bestehend aus Fotos und Fotoalben, Postkarten, Parten, Schriftproben, Zeitungsausschnitten, Fotokopien, Stammbäumen etc. Dass wir von den Besitzern dieser beiden Konvolute bereitwillig die Genehmigung zur Digitalisierung und damit zur elektronischen Sicherung erhielten, soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben und verpflichtet uns zu großem Dank. Ingeborg von Oppen verdanken wir manche berichtigende Information und Axel Huber aus Seeboden sind wir wie

* Dieser Beitrag ist das Ergebnis einer gemeinsamen Arbeit beider Autoren. Der erste Teil stammt von H. D. Szemethy, der zweite Abschnitt ab „Die Architektur der Villa Felicitas“ bis zum Ende von Peter Ruggendorfer.

¹ Stawa 2018, bes. 89. Kühnelt 2012 behandelt die Villa nicht.

so oft für mannigfache Unterstützung, Auskünfte und die Vermittlung von Kontakten dankbar.

Der Bauherr Felix von Luschan

Mit dem Leben und Wirken Felix von Luschans haben sich die Verf. in den letzten Jahren des öfteren auseinandergesetzt², daher brauchen im Folgenden nur die wichtigsten Lebensdaten zusammengefasst werden.

Geboren am 11. August 1854 im niederösterreichischen Hollabrunn als Sohn des Hof- und Gerichtsadvokaten Maximilian Ritter von Luschan und der in Brasilien geborenen Tochter des aus Tirol stammenden Geologen Johann Carl Hocheder, Christine von Luschan, übersiedelte Felix von Luschan mit seiner Familie später nach Wien. Hier besuchte er das Akademische Gymnasium, an dem er 1871 maturierte und im Herbst darauf sein Studium an der medizinischen Fakultät begann. An anthropologischen Forschungen interessiert, kam er in Wien mit Ferdinand von Hochstetter und dadurch mit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Kontakt, deren Gründungsmitglied Hochstetter war. 1871 hatte Felix von Luschan an einem Tumulus bei Warmbad-Villach auf der Napoleonswiese Grabungen durchgeführt und darüber in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft 1872 seine erste wissenschaftliche Publikation verfasst. 1873 wurde er Rechnungsführer und 1874 Kustos der Sammlungen dieser Gesellschaft.

Urlaube führten den jungen Felix wiederholt in die Krain, wo seine Großeltern Lukas und Anna in Laibach lebten, aber auch nach Kärnten, wo seine Eltern im Alpenbad St. Leonhard bei Sirnitz zeitweise den Sommer verbrachten. Die Familie Luschan zählte ferner zu den ersten Sommerurlaubern in Millstatt und erlebte den aufkeimenden Fremdenverkehr in Kärnten mit³.

Auf Reisen in Deutschland trat der junge Mann in engen Verkehr zum Maler Gabriel Max, der begeisterter Sammler von anthropologischem und ethnographischem Material war. In dessen Villa in Ammerland am Starnberger See, die Luschan sehr schätzte, verbrachte er in den 1870er Jahren viele Wochen⁴. In Erinnerung daran schrieb er in einem Brief aus Prag vom 28. April 1885 an den Maler Max:

„Bei dem herrlichen Wetter hat mir Prag auch in landschaftlicher Beziehung einen groszen Eindruck gemacht. Der frühe Sommer hat Sie wol schon nach Ammerland geführt; auch ich werde in einigen Wochen ganz und mit definitiver Aufgabe meiner Wiener Wohnung auf das Land ziehen. Direct von Ihrem Hause in Ammerland beeinflusst, habe ich nun am Millstätter See ein Haus gebaut und werde in Zukunft dort mein Haupt-Quartier haben.“⁵

Luschan lud Max in diesem Schreiben ein, doch im August zur diesjährigen Anthropologen-Versammlung nach Klagenfurt zu kommen und „vor oder nachher bei mir in Millstatt meine neu aufgestellten Sammlungen“ in der neu errichteten „Villa Felicitas“ anzusehen.

1878 promovierte Luschan in Wien zum Doktor der gesamten Heilkunde, baute danach in Paris anlässlich der Weltausstellung desselben Jahres die anthropologisch-ethnographische

² Szemethy 2004; Szemethy 2008; Ruggendorfer – Szemethy 2009; Szemethy 2012; Szemethy 2014 a; Szemethy 2014 b; Szemethy 2015; Ruggendorfer 2016; Szemethy 2016; Szemethy 2018.

³ Vgl. dazu Rogy 2008; Kühnelt 2012, 34–37; Soravia 2014, 80–106; Stawa 2017.

⁴ Szemethy 2012.

⁵ Brief Felix von Luschans aus Prag an Gabriel von Max, 28. April 1885 (Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Deutsches Kunstarchiv, NL Gabriel von Max).

Ausstellung von Österreich auf und betreute diese über mehrere Monate⁶. Noch während er in Paris weilte, erhielt er seine Einberufung zum Okkupationsfeldzug nach Bosnien und Herzegowina. Hier versah er 1878/79 Dienst als Militärarzt bei der Okkupations-Armee in Bosnien und wurde zum Regiments- und Chefarzt mit dem Range eines Hauptmannes ernannt⁷. Immer wieder fand er dabei Zeit für archäologische und ethnographische Forschungen. Während seines militärischen Auslandsaufenthaltes verstarb seine Mutter am 12. Juli 1879 im 46. Lebensjahr in Millstatt, wo sie ihre letzte Ruhestätte fand (Abb. 2).

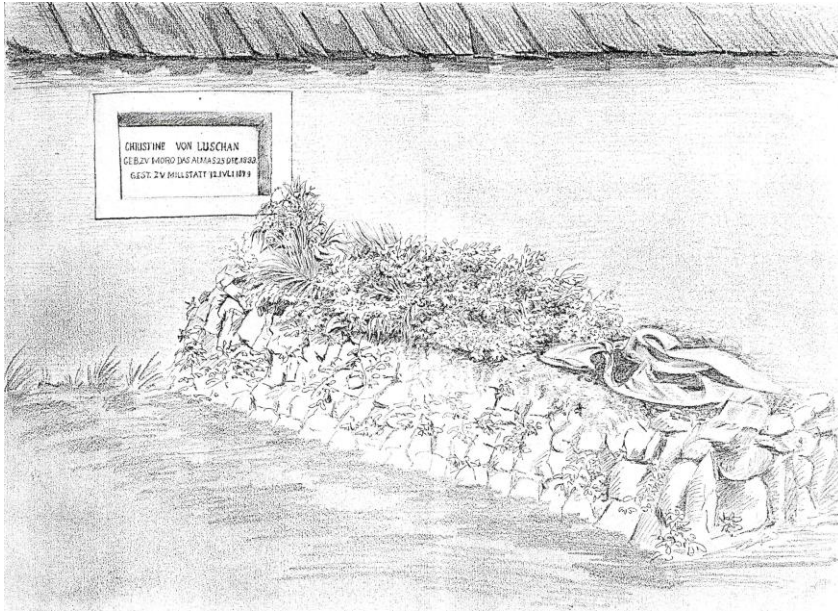


Abb. 2: Zeichnung des Grabes von Christine von Luschan (Privatarchiv Senigl)

Von 1880 bis 1882 war Luschan als Sekundararzt im Allgemeinen Krankenhaus in Wien zuerst auf der chirurgischen, dann auf der psychiatrischen Klinik des angesehenen Prof. Theodor Meynert (1833–1892) tätig und beschäftigte sich mit Gehirn-Anatomie. Daneben unternahm er Reisen nach Dalmatien, Montenegro und Albanien⁸.

Forschungsreisen werden insbesondere die folgenden Jahre seines Lebens bestimmen. So nahm er 1881 an der ersten österreichischen archäologischen Expedition nach Lykien und Karien unter der Leitung von Otto Benndorf teil. Er wurde vor allem als Arzt mitgenommen, sammelte aber auch sehr viel und erlernte vom bekannten Hoffotografen Wilhelm Burger das Fotografieren⁹. 1882 habilitiert er sich in Wien und nahm an der zweiten Lykien-Expedition Benndorfs teil. Für seine Verdienste um diese erfolgreichen Unternehmungen wurde er mit dem Franz Josephs-Orden ausgezeichnet. Kaum zurück in Wien, reiste er 1882/1883 gemeinsam mit Graf Lanckoroński nach Pamphylien, Kilikien und Syrien¹⁰. Luschans vielfältige Verwendbarkeit sprach sich herum, und so dauerte es nicht lange, bis Preußen auf ihn aufmerksam wurde und er die Expedition zum Nemrud Dağ unter der Leitung von Karl Humann

⁶ Szemethy 2018.

⁷ s. dazu die Vita Felix von Luschans in der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass Felix von Luschan (im Folgenden abgekürzt mit: SBB, PK, HSA, NL Luschan), K. 4, Konv. 4 „Familienpapiere“.

⁸ Mader 2014; vgl. dazu auch Mader 2013.

⁹ Szemethy 2004; Szemethy 2005; Szemethy – Zhuber-Okrog 2016.

¹⁰ Szemethy 2015; Szemethy 2016.

und Otto Puchstein, ausgerüstet im Auftrag der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, begleitete¹¹.

Nach dem Tod seines Vaters Maximilian am 12. September 1883 in Villach hielt es Luschan nicht in Österreich. Er durchreiste 1883 und 1884 neuerlich zuerst auf eigene Kosten Lykien und dann bezahlter Weise mit dem Grafen Lanckoroński die Aeolis, Karien, Lykien, Rhodos, Pamphylien, Pisidien, Kilikien und Syrien¹². Zurück von dieser Reise fasste er den Beschluss, sich in Millstatt eine Villa zu bauen. Er hatte es durch die gut bezahlten Expeditionsteilnahmen zu einigem Vermögen gebracht. An Geld mangelte es also nicht. Auch nicht an einer Frau, mit der er diese Villa mit Leben erfüllen wollte (Abb. 3 und 4). Denn er war zu dieser Zeit schon eng mit Emma von Hochstetter liiert, einer Tochter Ferdinand von Hochstetters. Am 22. Juli 1885 wurde in Millstatt geheiratet.

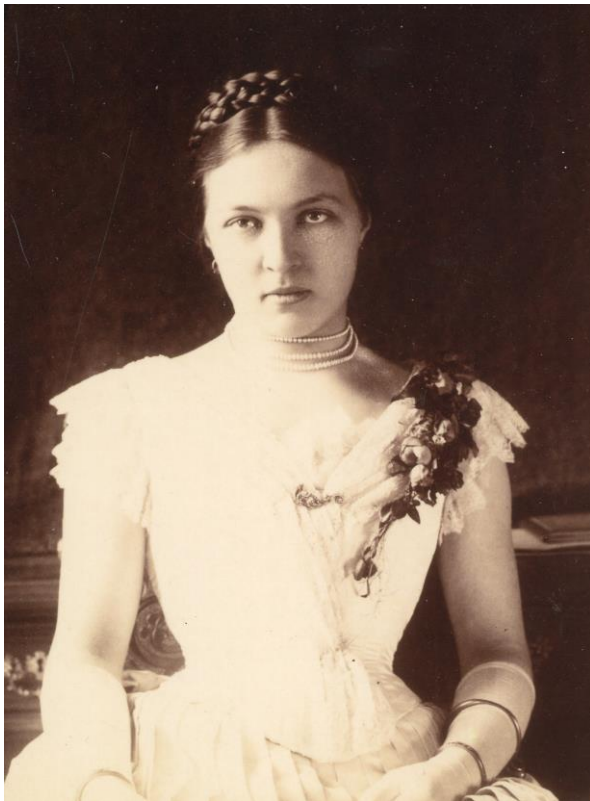


Abb. 3: Emma von Luschan, geb. von Hochstetter, Berlin 1886, Fotograf unbekannt (Privatarchiv Senigl)



Abb. 4: Felix von Luschan, Foto: Franz Grossmann, Spital an der Drau (Privatarchiv Senigl)

Besitzverhältnisse

Ehe wir uns dem Architekten der Villa widmen, mit dem Luschan durch seine Reisen in Bekanntschaft gekommen war, wollen wir uns dem Grundstück, auf dem der Bau entstehen sollte, und dessen Besitzern zuwenden¹³.

¹¹ Wartke 2010.

¹² Szemethy 2014 b.

¹³ Ich danke an dieser Stelle Axel Huber sehr herzlich für die Beschaffung von Akten aus dem Kärntner Landesarchiv und die Anfertigung von Fotos der Grabstätte der Familie Meyer/Schneider/Schäfer auf dem Millstätter Kalvarienberg-Friedhof.

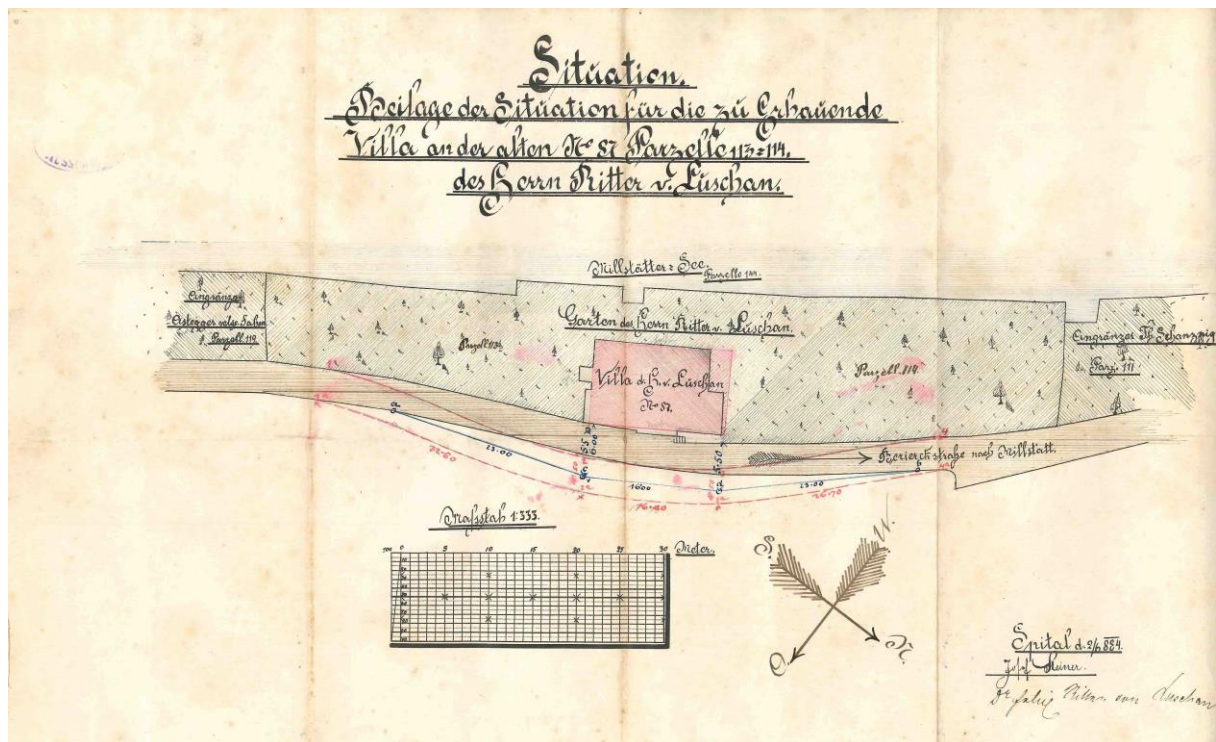


Abb. 5: Situationsplan „für die zu Erbauende Villa an der alten N° 87 Parzelle 113–114, des Herrn Ritter v[on] Luschan“ (Marktgemeinde Millstatt, Bauamt)

Das Grundstück befand sich im Osten von Millstatt, südlich der Bezirksstraße nach Millstatt, und war nach Südwesten ausgerichtet, wie der am 2. Juni 1884 von Josef Steiner gezeichnete Situationsplan „für die zu Erbauende Villa an der alten N° 87 Parzelle 113–114, des Herrn Ritter v[on] Luschan“ zeigt (Abb. 5). Nach Ausweis des Grundbuches war dieses Grundstück 1883 nach dem Tod eines gewissen Johann Glabischnig vulgo Tratten, Trattlerschlosser bzw. Trattenschlosser je zur Hälfte an seine noch minderjährigen Söhne Josef und Julius gefallen. Von diesem Vorbesitzer hatte das Grundstück im Grundbuch unter der Grundbucheinlagezahl 84 den Namen „Trattenschlosserkeusche“ erhalten (Abb. 6). Auch ein Miteigentumsrecht an Grundparzellen mit Wald in den Katastralgemeinden Großeck und Millstatt gehörte zu diesem Grundstück.

Ein Ratsbeschluss des Landesgerichts Klagenfurt vom 19. Februar 1884, Z. 2572, gestattete schließlich in einer Vormundsache, dass Felix von Luschan von den minderjährigen Söhnen des verstorbenen Johann Glabischnigg, Josef und Julius, dieses Grundstück, die „sogenannte Emperger Grünwald Keusche“ in der Herrschaft Millstatt und ein „Grasgärtl an der Tratten“, für das ein Schätzwert von 600 Gulden angegeben wurde, um 2800 Gulden kaufen konnte¹⁴.

¹⁴ Tratten [Tra: tn] bezeichnet im übrigen eine im Ertrag minderwertige Viehweide. Das Wort kommt aus dem Mittelhochdeutschen trate = Brachfeld, Anger, Viehtrift, Weide. Als Lehnwort kommt es im slowenischen Dialekt als trata vor = Viehweide, Heuwiese, die nicht geackert wird. Freundliche Auskunft von Axel Huber.

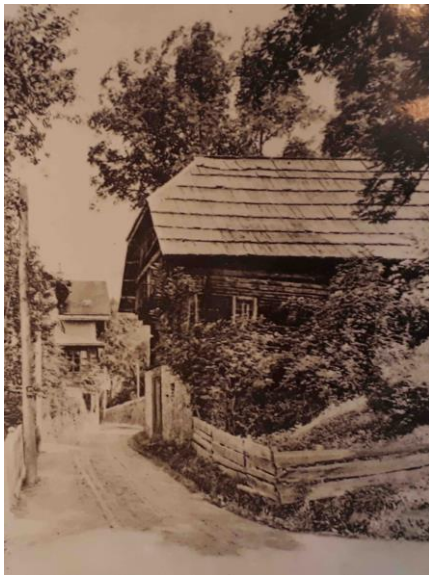


Abb. 6: Alte Keusche auf der Tratten
(Privatarchiv Schäfer)



Abb. 7: Zeichnung aus einem Skizzenbuch von Christine von Luschan, Millstatt, 1. September 1876 (SBB, PK, HSA, NL Luschan)

An dieser Stelle kommen zwei Skizzen von ein und demselben Anwesen von Christine von Luschan, angefertigt in Millstatt am 28. August bzw. 1. September 1876, ins Spiel. Auf der einen ist zu Ort und Datum das Wort „Nagelschmied“ dazugesetzt, auf der anderen (Abb. 7) finden wir am unteren Rand in der Mitte die Zuschrift „Nagelschmied = Emperger - Grünwald“. Axel Huber hat diese Skizzen der Nagelschmied-Realität am östlichen Ortsende von Millstatt mit dem Franziszeischen Kataster verbunden, wonach sich hier die Fischerpaul-Behausung befand, „unmittelbar unter einem hochaufragenden, barocken Nischenbildstock, bekannt als das Hohe Kreuz.“¹⁵ Demnach muss es sich bei diesem Gebäude um den Vorgängerbau der „Villa Felicitas“ handeln, den Luschan abreißen ließ.

Als Datum für den Kaufvertrag wird im Grundbuch der 17. März 1884 angeführt. Bald danach wird man mit den Vorbereitungen für den Bau begonnen haben, der über den Winter 1884/85 zur Ausführung kam (Abb. 8).

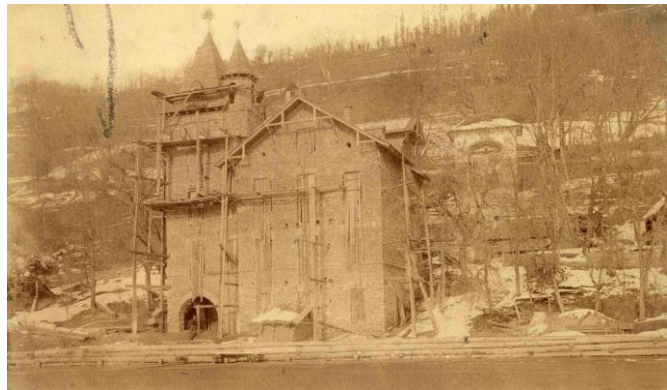


Abb. 8: In Bau befindliche „Villa Felicitas“
(Privatarchiv Schäfer)

Nach dem Tod Felix von Luschans am 7. Februar 1924 in Berlin fiel das Grundstück samt Villa aufgrund der Einantwortungsurkunde vom 17. August 1925 an Emma von Luschan, doch ging das Anwesen durch einen Kaufvertrag vom 6. September 1926 in den Besitz von Emmas jüngeren Bruder Heinrich Christian John Ritter von Hochstetter über, der am 2. September 1866 in Wien geboren wurde und am 13. Februar 1939 in Mannheim verstarb. Er war Chemiker und Industrieller, von 1893 bis 1901 Fabrikdirektor der damals größten europäischen Holzverkohlung in Perecseny in Ungarn, einige Jahre industrieller Berater der Direktion der Nationalbank für Deutschland, danach Leiter einer chemischen und pharmazeu-

¹⁵ Huber 2016, Zitat von S. 25. Zu den Skizzenbüchern Christine von Luschans s. Huber 2012.

tischen AG bei Berlin und seit 1907 Vorstandsvorsitzender der Holzverkohlungsindustrie AG Konstanz. An der Entwicklung und am Erfolg dieses Unternehmens hatte er großen Anteil¹⁶.

Nach seinem Tod fiel der Besitz zu je einem Drittel an seine Tochter Eleonore (* 10. Juli 1895), verehelichte Stresemann, und seinen Sohn Heinrich Ferdinand (* 20. Jänner 1899), der ebenfalls Chemiker war, und zwar bei BASF in Ludwigshafen, und zu je einem Neuntel an die noch minderjährigen Annemarie, Leonore und Marie Luise Helene von Hochstetter, Töchter seines 1937 in Mannheim verstorbenen Bruders Eberhard Heinrich Ferdinand von Hochstetter, der Elektro-Ingenieur bei der BASF in Ludwigshafen war¹⁷.

Am 19. April 1941 nachmittags verstarb Emma von Luschan durch Freitod¹⁸. Sie war, wie wir aus einem Brief von Margarethe von Luschan, genannt Daisy, der Ehefrau von Felix' Bruder Oskar und somit der Schwägerin von Emma von Luschan, erfahren, „durch ihr eigenes Verschulden immer einsamer geworden“ und zudem „confus“ und innerlich unruhig. Sie lebte in Streit mit einer Hausmeisterin, „die ihr den Unfrieden mit den Dienstmädchen immer von neuen verursachte“. An besagtem Tag hatte sie „sich eingesperrt u[nd] sich vollständig gekleidet auf's Bett gelegt“ und „eine starke Dosis Morphinum zu sich“ genommen, „was dann nach vielen Stunden der Bewusstlosigkeit zum Tode führte.“ Dem Dienstmädchen war aufgefallen, dass sie längere Zeit nicht von ihrem Zimmer hinunter kam. So wurde das Zimmer mit einem Nachschlüssel aufgesperrt, „aber da war nichts mehr zu machen. Auf ihrem Nachttisch lag ein Zettel wo sie darauf geschrieben hatte: Da habt ihr mich nun, wohin ihr mich haben wolltet – ‘quäle nie ein Tier zum Scherz.’“ Emma von Luschan wollte verbrannt und – wenig überraschend – in der Gruft neben ihrem geliebten Mann Felix bestattet werden¹⁹.

Die Familie Hochstetter dürfte nach dem Tod Emmas kein allzu großes Interesse mehr an der „Villa Felicitas“ gehabt haben, denn sie verkaufte den Besitz per Kaufvertrag vom 18. bzw. 23. September 1941 und eines Nachtrages dazu vom 17. bzw. 22. April 1942 an Hildegard Halländer bzw. Holländer, geb. Saffenreuter, die mit Ehemann und vier Kindern hier bis 1944 wohnte. Durch einen Tauschvertrag vom 24. Juli 1944, vom Amtsgericht Spittal am 17. April 1945 bestätigt, erfolgte ein Tausch des Besitzes in Millstatt mit einer Herrschaftsvilla in Erfurt, wodurch die „Villa Felicitas“ samt Grund an Erna Meyer, Ehefrau von Hermann Karl Meyer, einem „anerkannten Führer und Bahnbrecher im Eisenbahnfach“ und „Pionier Deutscher Ingenieurkunst im Ausland“²⁰, übergang.

Hermann Meyer, wurde am 7. Oktober 1869 in Lamspringe südlich von Hildesheim geboren. Nach der Schulzeit – er besuchte das Friedrich-Franz-Gymnasium in Parchim in Mecklenburg-Vorpommern und das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Hannover – studierte er an den technischen Hochschulen in Hannover und Berlin. Nach Abschluss seines Studiums und der Ablegung der Staatsprüfung als Regierungs-Bauführer im Dezember 1893 war er in der Eisenbahn-Direktion Magdeburg u. a. beim Bahnbau Ilsenburg – Harzburg und Schöne-

¹⁶ ÖBL 2 (1959) 345 f.; Beuttenmüller – Braasch 1968, 375.

¹⁷ Beuttenmüller – Braasch 1968, 375 f.

¹⁸ Zu Emma von Luschan s. zuletzt Wartke 2018.

¹⁹ Brief von Margarethe (Daisy) von Luschan aus Millstatt an Georg von Susani-Etzerodt, 21. April 1941 (Privatarchiv Senigl). Dipl. Ing. Georg von Susani-Etzerodt, im Jahr 1900 als Sohn des Bahnarztes Dr. Odorico von Susani und dessen Ehefrau Elisabeth von Hochstetter geboren – er war also ein Neffe von Emma von Luschan –, war im Jahr 1930 von Margarethe von Luschan adoptiert worden.

²⁰ Zitiert aus einer Ehrengabe von höheren Beamten der Reichsbahndirektion Erfurt für Hermann Meyer aus Anlass seines Ausscheidens „aus seiner aktiven Tätigkeit bei der Deutschen Reichsbahn“, datiert mit 23. September 1933 (Privatarchiv Schäfer).

beck – Blumenberg tätig und nach Ablegung der zweiten Staatsprüfung zum Regierungsbau-
meister am 9. April 1898 bei der Direktion Kattowitz beschäftigt. Von 1899 bis 1904 wirkte
er beim Bau der Schantung-Eisenbahn in China mit, war ab 1. Oktober 1904 Vorstand der
Bauabteilung Eisenberg in Erfurt und von 1905 bis 1909 Chefingenieur der Siamesischen
Staatsbahnen. Wieder zurückgekehrt nach Deutschland, hatte er verschiedene Funktionen bei
der Eisenbahndirektion Kassel, bei der Militär-Eisenbahndirektion 3 an der Westfront und ab
1920 bei der Eisenbahndirektion Halle a. S. inne. 1922 zum Vizepräsidenten der Reichsbahn-
direktion Erfurt ernannt, wurde er schließlich zwei Jahre später deren Präsident. Während sei-
nes letzten Dienstjahres hielt er sich von September 1933 bis Juli 1934 in Südafrika und Lon-
don auf und war mit der Anfertigung eines Gutachtens über die Südafrikanischen Staatsbah-
nen beschäftigt. Mit 1. Oktober 1934 wurde er in den Ruhestand versetzt, lebte zunächst noch
in Erfurt und ab September 1945 in Millstatt, wo er am 1. Februar 1948 verstarb²¹. Er fand am
Millstätter Kalvarienberg-Friedhof seine letzte Ruhestätte.

Am 18. Mai 1905 hatte er die am 20. Oktober 1887 geborene und damit 18 Jahre jüngere
Maria Melitta Erna Geyer geheiratet. Aus dieser Ehe erwuchsen zwei Kinder, Irmgard,
verheiratete Schneider (25.6.1906–19.11.2000), und Ingeborg, verheiratete Schaefer
(23.12.1907–16.2.2008). Erna Meyer verstarb am 13. Dezember 1983 in Millstatt.

Die Eisenbahn lag quasi im Familienblut, denn auch Hermann Meyers Schwiegersohn,
Diplom-Ingenieur Heinz Herbert Schäfer (17.4.1908–10.1.2000), ebenfalls in Millstatt be-
stattet, war Bundesbahnpräsident in Frankfurt.

Als die Villa – nach der Überzeugung vieler, so Erna Meyer in einem Brief vom
6. Februar 1861, „der schoenste Bau am See“²² – im Jahr 1961 der neuen Bundesstraße
weichen musste, wurde Frau Meyer die Villa samt Grundstück abgelöst. Sie errichtete sich
daraufhin oberhalb der neuen Straße ein neues Haus, in dem sie bis zu ihrem Tod lebte²³.

Der Architekt George Niemann

Nach diesem Überblick über die wechselnden Besitzver-
hältnisse wollen wir uns kurz dem Architekten der Villa
widmen, George Niemann (Abb. 9). Felix von Luschan
hatte ihn vermutlich 1881 anlässlich der ersten Lykien-
Expedition persönlich kennen gelernt. Man arbeitete nicht
nur zusammen, sondern man war sich, soweit sich aus den
Quellen erschließen lässt, sogleich sympathisch und
schloss Freundschaft.



Abb. 9: George Niemann, Foto, um 1884 (Privatbesitz)

George Heinrich Leonhard Niemann – so sein voller Name, mit dem er anfangs auch seine
Werke signierte – wurde am 12. Juli 1841 in Hannover in Deutschland geboren²⁴. In seiner

²¹ Zusammengestellt nach Aufzeichnungen im Privatarchiv Schäfer, Millstatt.

²² Privatarchiv Schäfer.

²³ Heute wohnen hier Alexander Schäfer, Enkel von Hermann und Erna Meyer, und seine Frau Dorette.

²⁴ Zum Folgenden s. Szemethy 2010.

Heimatstadt besuchte er von 1860 bis 1864 das Polytechnikum als Schüler von Conrad Wilhelm Hase, der durch seinen Einsatz für die Pflege und den Erhalt der historischen Bausubstanz zu einem Vorreiter der Denkmalpflege im norddeutschen Raum wurde. Er war ein leidenschaftlicher Befürworter gotischer Backsteinbauten. Hase hatte insgesamt ca. 300 Bauwerke im Stil der sog. Neugotik geplant, darunter mehr als 100 Sakralbauten. Sein Architekturstil, seine Backsteingotik, wird mitunter etwas despektierlich als „Hasik“ bezeichnet²⁵.

Studienreisen führten George Niemann 1863 und 1864 nach Wien, wo er schließlich 1865, nach Versuchen bei Friedrich von Schmidt und Eduard van der Nüll unterzukommen, Mitarbeiter von Theophil Hansen wurde. Sieben Jahre lang, bis 1872, arbeitete er mit ihm zusammen und hatte z. B. die Bauleitung des von Hansen ausgeführten Baus der Wiener Börse im neo-klassischen Renaissance-Stil über.

Am 19. September 1872 wurde Niemann mit allerhöchster EntschlieÙung zum außerordentlichen Professor für architektonische Hilfswissenschaft an der Akademie der bildenden Künste ernannt mit der Verpflichtung, über perspektivisches Zeichnen und architektonische Stillehre mindestens je 2 Stunden pro Woche zu lesen. Bald darauf hatte er mit diesen Vorlesungen begonnen und die Anschaffung von Modellen griechischer Säulenordnungen als Lehrmittel der Stillehre beantragt. Dass die Perspektive stets im Mittelpunkt seiner Lehre stand, lässt sich an seinem „Handbuch der Linear-Perspektive für bildende Künstler“ zeigen, das 1882 erstmals erschien²⁶. Daneben machte er sich durch seine „Palast-Bauten des Barockstils in Wien“ und sein gemeinsam mit Ferdinand von Feldegg herausgegebenes Werk zu Theophil Hansen²⁷ einen Namen und wird deswegen ein „Historiker der Wiener Architektur“ genannt. Archäologen ist er vor allem durch seine Teilnahme an Grabungen in Samothrake und Ephesos und an Expeditionen nach Karien, Lykien, Pamphylien und Pisidien bekannt und wird wegen seiner hervorragenden grafischen Zeichnungen und Rekonstruktionen besonders geschätzt. Diese wurden, wie wir heute wissen, nicht selten nach Fotografien gemacht (Abb. 10–13).



Abb. 10: Antalya, Ansicht des Meeres, Foto (Privatbesitz)

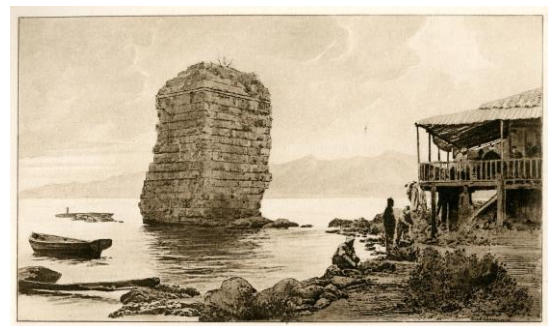


Abb. 11: „Adalia, Seeansicht“ (aus: Lanckoroński 190, S. I)

²⁵ Vgl. zu Hases Leben, Wirken und Werken die Datenbank von G. Kokkelink, M. Lemke-Kokkelink und R. Glaß <<http://www.glass-portal.privat.t-online.de/cwhase/index.htm>, Stand: 23.12.2018> (download 7.1.2019).

²⁶ Niemann 1882.

²⁷ Niemann 1882–1887; Niemann – von Feldegg 1893.

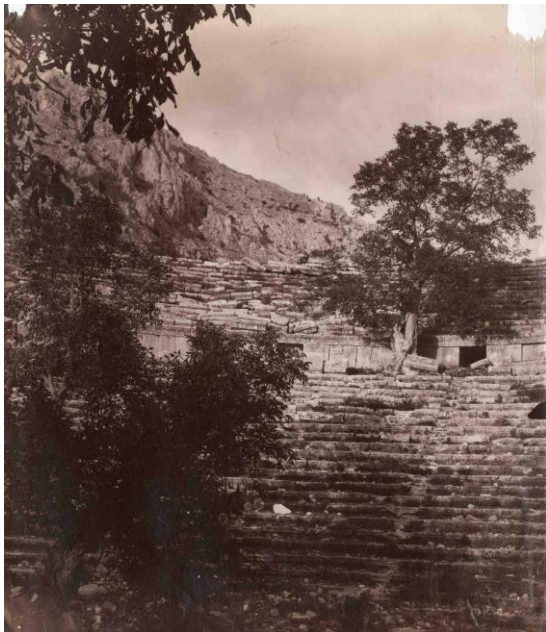


Abb. 12: Theater in Sagalassos, Foto (Privatbesitz)

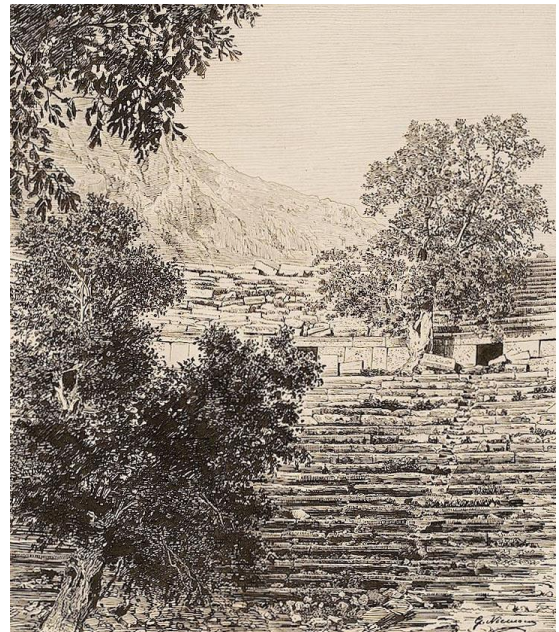


Abb. 13: Theater in Sagalassos (aus: Lanckoroński 1892, Taf. XXX)

Es gibt aber an diesem ‘bekannten’ Niemann bislang noch weniger bekannte Seiten zu entdecken, auf die kurz einzugehen sich durchaus lohnt. Denn Niemann war eben nicht nur als Architekturzeichner tätig, sondern auch als künstlerischer Zeichner und Maler. Einige seiner Werke fanden dadurch den Weg in den Kunsthandel.

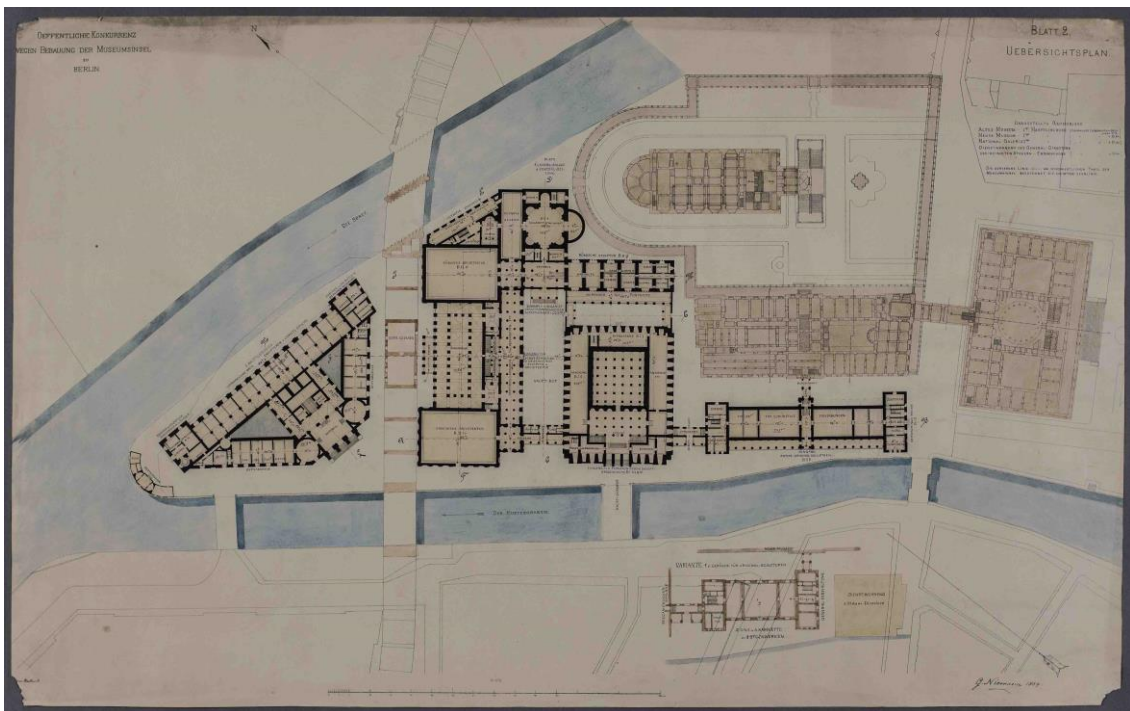


Abb. 14: Entwurfszeichnung G. Niemanns für die „Öffentliche Konkurrenz wegen Bebauung der Museumsinsel zu Berlin“, 1884 (Privatbesitz)

Wir kennen von Niemann ferner etliche Entwurfszeichnungen für Museen, etwa für die Berliner Museumsinsel, mit denen er 1883/84 am öffentlichen Konkurrenzprojekt für die Bebauung der Berliner Museumsinsel neben 51 weiteren Architekten teilnahm, damit aber nicht

reüssierte (Abb. 14)²⁸. Nicht in die Tat umgesetzt wurde unter anderem auch sein Entwurf für ein Trysa-Museum in Wien zwischen heutigem Kunst- und Naturhistorischen Museum²⁹.

George Niemann zeichnete auch für mehrere Denkmäler verantwortlich. So wirkte er am Denkmal von General Radetzky (1766–1858) mit, und zwar an der architektonischen Gestaltung der Basis. Er arbeitete dabei mit Caspar von Zumbusch zusammen, der die Reiterstatue des Generals schuf (1891). Der ursprüngliche Aufstellungsort war Am Hof, heute steht das Denkmal am Stubenring³⁰. Ein weiteres Denkmal, für dessen architektonische Konzeption und Ausschmückung Niemann verantwortlich war, ist jene Gruppe im Arkadenhof der Wiener Universität, die die Proponenten der Bildungsreform nach 1848 ehrt, Leo Graf von Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz. Die Zusammenarbeit erfolgte hier mit Carl Kundmann, der die Statue und die beiden Büsten schuf³¹.

Auf Niemann gehen ferner einige Grabmäler zurück, etwa die Familiengruft von Adolf Ignaz Mautner von Markhof (1801–1889), den Begründer der bekannten Dynastie, am Wiener Zentralfriedhof (Alte Arkaden links, Gruft Nr. 36). Niemann hatte hier abermals mit dem Bildhauer Karl Kundmann zusammengearbeitet. 1894 entwarf er ein Grab für die Familie Suess. Helene Suess, verheiratet mit dem Industriellen Friedrich Suess, dem Bruder des Geologen Eduard Suess, hatte es für eine verstorbene Tochter in Auftrag gegeben³². Im Jahr danach (1895) schuf Niemann das Grab für seinen Lehrer Theophil Hansen³³.

Niemanns Name kann ferner mit mehreren Wohnbauten in Zusammenhang gebracht werden, beispielsweise mit dem weitläufigen Palais Toskana, 1867 von Erzherzog Leopold Salvator aus der Linie Toskana errichtet. Der Architekt – bislang unbekannt – war, wie aus dem Archiv der Akademie der bildenden Künste Wien und Zeitungsberichten klar wird, George Niemann, der dafür 1871 mit dem Toskana-Orden ausgezeichnet wurde. Das Palais befand sich in der Argentinierstraße 29. Es wurde im Zweiten Weltkrieg zwar nur leicht zerstört, doch stellte der Besitz für die Erben Leopold Salvators eine derart große Belastung dar, dass sie einen Abbruchbescheid erwirkten. Das Areal diente einige Zeit dem Österreichischen Rundfunk als Parkplatz, bis der „Toskanahof“, ein modernes Bürogebäude, darauf errichtet wurde³⁴.

Etliche weitere Entwürfe für Wohnbauten können wir mit Niemann verbinden. Das Spektrum reicht dabei von einfachen Wohnhäusern, wie jenem für den Bildhauer Caspar von Zumbusch in der Wiener Jacquingasse (1874)³⁵, über ideale Landvillen und herrschaftliche Stadtpalais bis hin zu Landgütern, wie jenem Landhaus für den Grafen Lanckoroński in Kormarno in Galizien in der heutigen West-Ukraine (ca. 30 km südwestlich von Lwiw, deutsch: Lemberg), das im Zweiten Weltkrieg angeblich zerstört wurde. Mit der 1884 geplanten „Villa Felicitas“ trug sich Niemann in die durchaus prominent besetzte Liste jener Architekten ein, die am Millstätter See ihre oft bis heute noch sichtbaren Spuren des touristischen Aufschwungs des ausgehenden 19. Jahrhunderts hinterlassen haben³⁶.

²⁸ Wulff 2015; vgl. Waetzoldt 1993, 75. Die Entwürfe Niemanns waren Waetzoldt nicht bekannt.

²⁹ Noll 1972; Oberleitner 1993; Oberleitner 1994, 62–67.

³⁰ Telesko 2008, 160–162.

³¹ Szemethy 2017.

³² Niemann 1896.

³³ Anonymus 1895.

³⁴ Klein – Kupf – Schediwy 2005, 151.

³⁵ Niemann 1876.

³⁶ Vgl. Kühnelt 2012; Stawa 2018.

Luschan hatte, wie wir aus dem weiter oben erwähnten Brief an Gabriel Max erfuhren, 1885 seine Wiener Wohnung aufgegeben, unter anderem auch, weil er als Direktorialassistent von Adolf Bastian an das Königliche Museum für Völkerkunde nach Berlin berufen worden war. Anfangs verbrachte Luschan hier in Millstatt lediglich seinen Sommerurlaub, wenn er nicht gerade auf Reisen war, und viele bekannte Persönlichkeiten der wissenschaftlichen Elite aus Berlin und Wien waren hier regelmäßig auf Besuch und genossen die Gastfreundschaft von Felix und Emma, wie wir aus dem Gästebuch der „Villa Felicitas“ wissen³⁷. In späteren Jahren hielt sich Luschan nach Ausweis der Briefkorrespondenzen über längere Zeiten eines Jahres in Millstatt auf.

Die „Villa Felicitas“ und ihre Sammlungen

Felix von Luschan hatte hier in Millstatt in der „Villa Felicitas“ einen Teil seiner überaus reichen privaten Sammlung bestehend aus archäologischen, epigraphischen und ethnologischen Objekten sowie Fotografien untergebracht. Das eine oder andere Objekt seiner archäologischen Sammlung muss eingemauert gewesen sein. Einige Stücke dieser Bestände kamen von hier später – nach mir verfügbaren Informationen 1948 – in das Millstätter Stift, wo sie wiederum teilweise eingemauert wurden und bis heute noch eingemauert sind. Dazu zählen ein in Wien im Jahr 1872 vor dem Haus Maria-Theresien-Straße 1 gefundener Votivaltar für Jupiter³⁸, das bekannte palmyrenische Relief³⁹, ein Kakasbos-Relief⁴⁰ und – nicht vermauert – ein alttürkischer Grabstein im Stiftsmuseum („Für immer bleibt auf dieser Welt dieses Grab des Pilgers Bölükbası Osman, Sohn des Ibrahim, für seine Seele. Amen.“). Etliche Objekte der Sammlung gelangten 1980 ins Inventar des Kunsthistorischen Museums nach Wien, z. B. ein lykisches Zwölfgötter-Relief aus Girdener/Gömbe und 13 weitere Objekte⁴¹.

Spannend verhält es sich mit einem Relief mit Lebensbaummotiv⁴², das sich heute im Museum in Teurnia befindet (Abb. 15) und von dem ein Abguss im Millstätter Stiftsmuseum ausgestellt ist. Franz Glaser hat sich mehrfach mit diesem Relief beschäftigt und stellte daran sowohl Mörtelspuren fest, die „auf eine sekundäre Verwendung schließen lassen“ könnten⁴³, als auch „zwei Hakenlöcher an den Ecken der Oberseite“, die „vermutlich von einer neuzeitlichen Anbringung des Reliefs“ stammen⁴⁴. Das Relief wurde nach Glaser wahrscheinlich „einige Jahre vor 1860 in „ziemlicher Tiefe unter dem Hofboden“ im zweiten Stiftshof in Millstatt gefunden“. Es befand sich dann „hinter den Arkaden im Hofe des Stiftes zu Millstatt“. Hier hat es – höchstwahrscheinlich im Jahre 1875 – Christine von Luschan gesehen und zeichnerisch in einem ihrer Skizzenbücher festgehalten. Das Relief kam später in die „Villa Felicitas“ und wurde in diese eingemauert, wie aus einer nachträglich mit Tinte auf der Zeichnung ihrer Schwiegermutter hinzugefügten Bemerkung Emma von Luschans hervorgeht

³⁷ Tunis 2010.

³⁸ CIL III 6485 a; Glaser 1997 a, 179 mit Anm. 3; Kronberger 2005, 84 mit Anm. 517 (mit Lit.).

³⁹ Glaser 1997 a.

⁴⁰ Graßl 2003.

⁴¹ s. dazu Szemethy 2009, 221–224.

⁴² Haberl 1958, bes. 237–240 mit Abb. 101; Egger 1973, 56 Nr. 20 mit Abb. 21 auf S. 57; Glaser 1983, 55; Glaser 1992, 57 f. Nr. 30; Glaser 1997 b, 83 f. Nr. 86 Taf. 47 (mit älterer Lit.); Steinklauber 2005, bes. 489 Abb. 16.

⁴³ Glaser 1997 b, 83.

⁴⁴ Glaser 1997 b, 84.



Abb. 15: Relief mit Lebensbaum-
motiv im Museum Teurnia (Foto:
Verf)



Abb. 16: „20./9. Marmorplatte im Hofe zu Millstatt.“ Zeichnung aus
einem Skizzenbuch von Christine von Luschan (SBB, PK, HSA, NL
Luschan)

(Abb. 16): „Jetzt in unserem Haus in Millstatt eingemauert.“ 1943 gelangte das Relief schließlich durch Geschenk ins Museum Teurnia⁴⁵.

Dass Faktum der Einmauerung dieses Objektes in der Villa ist ferner durch Briefe des bekannten österreichischen Prähistorikers Matthäus Much aus Wien an Felix von Luschan belegt⁴⁶. Much wusste, dass Luschan das Relief in Millstatt erworben hatte. Er hatte es bei einem Besuch in der „Villa Felicitas“ eingemauert gesehen, und da ihm das Ornament merkwürdig schien, ersuchte er Luschan um eine Zeichnung⁴⁷. Much meinte sich zu erinnern, dass ihm Luschan einst gesagt hätte, es sei irgendwo in Millstatt ausgegraben worden⁴⁸. Luschan bezeichnete es dagegen in einem Antwortbrief an Much als „Relief von Teurnia“⁴⁹, was Much nicht glauben wollte, wie wir einem Brief vom 5. Februar 1897 entnehmen: „Betreffs Ihres Reliefs und der alten Gesimsstücke auf der Kirchenfront habe ich einen besonderen Gedanken. Ich glaube nämlich nicht, dass diese Fundstücke von Teurnia stammen, halte diese Meinung vielmehr für eine durch die gelehrte Forschung, etwa durch einen Pfarrer hervorgerufen oder vielmehr aufgepferchte Ansicht, möchte aber, um mich nicht blozustellen, nicht eher damit hervortreten, als bis ich sicher bin.“⁵⁰

⁴⁵ Glaser 1997 b, 83.

⁴⁶ Über die Wiener Anthropologische Gesellschaft kannte Luschan Much seit 1876 und stand seither mit diesem in brieflicher Korrespondenz.

⁴⁷ Brief von Matthäus Much aus Wien XIII/2, Penzinger Str. 84, an Felix von Luschan, 12. Dezember 1896 (SBB, PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenz Matthäus Much).

⁴⁸ Brief von Matthäus Much aus Wien XIII/2, Penzinger Str. 84, an Felix von Luschan, 20. Dezember 1896 (SBB, PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenz Matthäus Much).

⁴⁹ Brief Felix von Luschan aus Berlin an Matthäus Much, 14. Dezember 1896 (Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, Autographen H.I.N. 125.267). Zur reichhaltigen Korrespondenz von Much in der Wienbibliothek s. Windischbauer 2002.

⁵⁰ Brief von Matthäus Much aus Wien XIII/2, Penzinger Str. 84, an Felix von Luschan, 5. Februar 1897 (SBB, PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenz Matthäus Much).

Nicht weniger spannend ist ein weiteres Objekt, das sich neben einer Auswahl von Schädeln und anderen ethnographischen Objekten in der „Villa Felicitas“ befunden haben muss, nämlich ein sog. Poupou, ein hölzernes Paneel mit einer Ahnendarstellung aus einem Versammlungshaus der Maori (Abb. 17). Emma von Luschan hatte es 1937 dem damaligen Völkerkundlichen Institut der Universität Tübingen zum Geschenk gemacht. Ursprünglich stammte es von James Cooks erster Südsee-Reise, die er von 1768 bis 1771 unternommen und die ihn unter anderem nach Neuseeland geführt hatte. Das Objekt war dann wohl im Besitz des mitreisenden Naturforschers Joseph Banks, ehe es über Umwege und unter bislang ungeklärten Umständen den Weg in die Sammlung Ferdinand von Hochstetters, Emmas Vater, gefunden haben dürfte. Heute befindet es sich in der Ethnologischen Sammlung der Universität Tübingen⁵¹.



Abb. 17: „Tübinger Poupou“ (Foto, 2017: Museum der Universität Tübingen MUT / V. Marquardt)

Millstatt im Zeitalter des aufstrebenden Tourismus in Kärnten

Die Beweggründe, warum sich Felix von Luschan gerade für Millstatt als Ort seiner Sommerresidenz entschied, waren vielschichtig. Der Ort hatte jedenfalls Flair und war durch die Bahn gut erreichbar, was ein wesentlicher Faktor für die Entwicklung des Fremdenverkehrs war⁵². Und der zwischen Spittal an der Drau und Millstatt seit 1883 von Juni bis September verkehrende Postomnibus wurde gewiss auch sehr positiv aufgenommen.

Im selben Jahr wurde der Millstätter See vom bekannten österreichischen Journalisten und Schriftsteller Karl Emil Franzos in einem Feuilleton, erschienen am 21. und 22. September 1883 in der Neuen Freien Presse⁵³, zwar als „Nicht imponirend, nicht majestätisch“ bezeichnet, doch es umgebe ihn

„ein Hauch feierlichen und doch lieblichen Ernstes, der ihn schließlich dem Aug’ und Gemüth werther macht, als die laute, grelle Schönheit anderer Seen. [...] Und auf welchem Pfade immer wir den Ort verlassen, ein reizvoller Spaziergang, ein neuer hübscher Ausblick ist uns gewiß. Die Perle der Millstätter Umgebung ist die Schlucht, welche gegen Ober-Millstatt emporführt, eine Art Lieser-Klamm im Kleinen und in ihrer Art nicht minder hübsch, als diese. Hier führt auch der hübscheste Pfad zum Calvarienberg, den die Jesuiten mit grell geschmückten Capellen ausstattet“⁵⁴.

Im Unterschied zu lauten und eleganten Badeorten, „wie Gmunden ist und Pörschach wird“, war Millstatt

„ein liebes, stilles, merkwürdiges Nest und für Hunderte der angenehmste Ruheort in den Alpen [...]. Es fesselt nicht Jeden, der es kennen lernt, im Gegentheile, sehr Viele ziehen enttäuscht von dannen; aber wen es einmal gewonnen, den behält es auch, und kaum gibt es einen Ort, der so

⁵¹ Zum Poupou und seiner Objektbiographie s. Harms 1998; Harms 2017.

⁵² Vgl. Kühnelt 2012, 35.

⁵³ Franzos 1883 a; Franzos 1883 b.

⁵⁴ Franzos 1883 b, 2.

viele getreue Stammgäste zählt. Sie Alle wissen ja, daß anderwärts die Landschaft pittoresker, das Leben amüsanter oder billiger ist, und kommen doch immer wieder. Fragt man sie um den Grund, so pflegen Einige Verschiedenes zu erwidern; aber just die Klügsten schweigen und lächeln nur fein still vor sich hin. Und dies Lächeln will besagen: 'Wenn du, verehrter Mitmensch, nicht selbst Augen für diese Schönheit hast, so ist dir nicht zu helfen!'"⁵⁵



Abb. 18: „In den Ruinen zu Millstatt 1876“ (im Hintergrund der Siebenhirterturm)

Zeichnungen aus Skizzenbüchern von Christine von Luschan (SBB, PK, HSA, NL Luschan)



Abb. 19: „Millstatt 30. Aug. 1877“ (Beginn des Schluchtweges, am oberen Ende von Millstatt)

Der Reiz des Ortes Millstatt käme nicht von den Ruinen (Abb. 18), den „Spuren langsamen, traurigen Verderbens“, sondern von jenen „Bauten, die noch leidlich aufrecht stehen und bewohnt sind, denn sie sind nicht pietätvoll erhalten, sondern häßlich, armselig und nüchtern zusammengeflickt für einige Jahre oder Jahrzehnte. Auch der Anblick des Marktfleckens ist nicht erfreulicher: steile, enge Gäßchen, in welchen graue, düstere Häuser und Hütten stehen“ (Abb. 19). Aber was jeden Besucher fesselte und ergriff, „sofern er nur eben ein Mensch ist und nicht etwa bloß eine zweibeinige Genuß- und Arbeitsmaschine“, das war

„die Erkenntniß, daß es bedeutsamer, durch merkwürdige Schicksale, durch vieles Blut und viele Thränen geheiligter Boden ist, den sein Fuß tritt. Er braucht kein Buch hiezu aufzuschlagen; das lehrt ihn schon jenes gewaltige, ehrwürdige Bauwerk, das Stift, um welches die Häuser des Fleckens gedrückt und geschmiegt liegen, wie Küchlein unter der Henne Flügeln; das lehrt ihn diese Häuser selbst, so unscheinbar sie sind.“⁵⁶

Millstatt sei

„wirklich eine uralte Wohnstätte, wie Funde beweisen und die günstige Lage des Ortes begreiflich macht, vielleicht die älteste dieses Gaues; auch die Römer haben hier gehaust, bloß daß sie keine prächtige Säulenstadt erbaut, sondern nur einige Viehhürden, vielleicht auch Winzerhütten [...] hier stand bis ins achte Jahrhundert hinein ein weiterühmter Tempel der alten Wenden, auf Säulen je ein Katzen-, Wolfs- und Ziegenkopf, denen man gräßliche Opfer darbrachte; das ist das erstemal, daß dieser Boden um frommen Wahnes willen mit Blut bethaut worden. Die drei Säulen mit den Thierköpfen sind das Wappen von Millstatt; man sieht es auf dem Domitianus-Brunnen auf dem Marktplatze, häufig im Stift und siebzehnmal an den Czakos des hiesigen Bürgercorps, denn so viel Köpfe zählt dies tapfere Häuflein, welches papageigrüne Uniformen mit rothen Aufschlägen trägt, an jedem 18. August vollzählig ausrückt und während des Hochamtes eine Salve abgibt, wobei nur die Minderzahl die Augen zudrückt.“

Um die Hauptgestalt der Millstätter Sage, „den seligen Domitianus“, tobte schon damals ein Streit, über welchen der Journalist in weiser Voraussicht zu berichten wusste, dass er „nie

⁵⁵ Franzos 1883 a, 1.

⁵⁶ Franzos 1883 a, 2.

geschlichtet werden wird, denn es ist ein Stücklein des ewigen Kampfes zwischen nüchterner Wissenschaft und frommem Glauben.“

Der Blütezeit des Stiftes mit an die 150 Mönchen⁵⁷, die sich als „treue Seelenhüter und emsige Pfleger der Wissenschaft“ bewährten – „manche werthvolle Handschrift ist in den uralten Zellen des innern Klosterhofes, welche noch jetzt erhalten sind, entstanden, darunter ein reich mit Bildern gezielter ‘Physiologus’⁵⁸“ – folgte allmählich der Niedergang. Da half auch nicht „die durch ein Wunder bewirkte Auffindung der Gebeine des Domitianus und seiner Gemahlin, ja sogar seine Heiligsprechung vermochte den Glanz des Klosters nicht zu erneuen.“⁵⁹ Zwar wurde, so Franzos, dem Stift nach der Auflösung des Benediktinerklosters durch die im Zuge der großen Türkennot 1469 erfolgte Gründung des St. Georgs-Ordens⁶⁰ unter dem ersten Hochmeister Johann Siebenhirter nochmals für kurze Zeit neues Leben eingehaucht, doch konnte weder er noch seine Nachfolger den Lauf der Zeit aufhalten. Der Orden wurde 1598 aufgehoben und seine Besitzungen den Jesuiten geschenkt, bis es 1773 unter Joseph II. zur endgültigen Auflassung des Klosters kam. Die Gebäude verfielen.

Als Franzos sein Feuilleton verfasste, befand sich der „herrliche Kreuzgang mit den merkwürdigen Säulen“ in beklagenswertem Zustand,

„ebenso der Arkadenhof. Noch wären sie zu retten, ebenso eine Freske an der Kirche, das Jüngste Gericht darstellend, ein wahrhaftes Kunstwerk, etwa um 1500 entstanden. Aber wird diese Rettung kommen? Heute gehört das Stift dem kärntnerischen Religionsfonds, der ohnehin große Lasten hat. Nur zwei Zeugen alter Zeit ragen noch mächtig, in strotzender Kraft auf: die beiden Riesenlinden in den Klosterhöfen. Nur die Natur altert nicht, und ihre Zauber haben dem ehrwürdigen Orte neues Leben, neue Quellen des Wohlstandes zugeführt.“⁶¹

Jedoch: „Lachen fröhlicher Menschen, die hier ihre Sorgen vergessen“, durchhallte das geschichtsträchtige Millstatt in jenen Tagen. „Eine lustigere Sommerfrische habe ich all meine Tage nicht gesehen und selten eine, wo der Verkehr sich so zwanglos gestaltet hätte“, schreibt Franzos gegen Ende seines Beitrages. Die vielen Stammgäste genossen ihren Aufenthalt über alle Maßen:

„Des Morgens vor der Post, des Vormittags im Bade, zur Speisestunde im Gasthause, des Nachmittags beim Zuckerbäcker unter der Riesenlinde, des Abends wieder im Gasthause – immer und überall ist ganz Millstatt fröhlich beisammen. So tritt hier der Mensch dem Menschen näher als anderwärts, und dies ist insbesondere für junge, unbeweibte Männer sehr angenehm, weil es hier so auffallend viele schöne Mädchen gibt. Darum wird hier auch mindestens an drei Abenden in der Woche ein Spiegelbild unserer gegenwärtigen innern Politik aufgeführt: sobald czechische Musikanten durch den Ort kommen, tanzt die ganze Colonie bis in die tiefe Nacht hinein nach ihrer Pfeife.“⁶²

Regelmäßig wurde über das angenehme Leben in Millstatt berichtet, über Wohnungsmöglichkeiten, „die längst nicht mehr wie ehemals nur einem kleinen Theile der Grazer Literaten- und Professorenwelt, sondern auch zahlreichen Wienern zum Aufenthalte dienen.“⁶³ Man schal-

⁵⁷ Zur Frage, ob die Zahl von 150 Mönchen wörtlich zu nehmen ist oder dahinter eher eine symbolische bzw. übertragene Bedeutung zu vermuten ist, s. Tomaschek 2010.

⁵⁸ Zu dieser „Millstätter Handschrift“ s. Kracher 1967; Schröder 2005; Hamano 2016.

⁵⁹ Franzos 1883 a, 3.

⁶⁰ Dazu, dass die ursprüngliche Zweckbestimmung des Sankt-Georgs-Ritterordens nicht der Kampf gegen die Türken war, s. Tomaschek 2012, bes. 9–22.

⁶¹ Franzos 1883 b, 2. Zum verdreckten Kreuzgang vgl. auch Huber 2007, bes. 6.

⁶² Franzos 1883 b, 2.

⁶³ Aus Curorten und Sommerfrischen, Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 6771, 4. Juli 1883, 4.

tete Werbungen für das „Seebad Millstatt in Kärnten“ (Abb. 20), man suchte einen tüchtigen Wirt als Pächter für die Seebad-Restaurations von Rudolf Schürer von Waldheim⁶⁴ (Abb. 21).

Seebad Millstatt in Kärnten.

Ein von der Bahnstation Spittal eine Fahrstunde entfernter, durch sein mildes Klima, seine gesunde Luft, seine geistreiche Lage und durch sein erfrischendes Seebad für Sommeraufenthalt sehr geeigneter Ort.

Indem neuer viele neue Wohnungen entstanden sind, so ist für gute Unterkunft und Verpflegung aufs Beste gesorgt. Telegraphenstation und zweimaliger Postverkehr nebst Omnibus- und Omnibus-Fahrgelegenheiten.

Nähere Auskunft erteilt **Franz Burgstaller.** 9459

Abb. 20: Neue Freie Presse Nr. 6790, 23. Juli 1883, 3

Für tüchtige Wirthe! Die Seebad-Restaurations in Millstatt, sehr besucht und gut eingerichtet, ist vom Mai 1884 ab auf Jahre zu verpachten. Hierfür Reflectirende wollen sich ehestens persönlich oder schriftlich melden bei dem Besitzer: **R. v. Waldheim in Millstatt, per Spital a. d. Drau. 14562—1**

Abb. 21: Neue Freie Presse Nr. 6809, 16. August 1883, 16

REGATTA
in
Millstatt
am 14. August 1886, 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags.

Program m.

- Knabenfahren:** Kielboote, 2 Paar Ruder, mit Steuer; den Siegern je ein Ehrenzeichen. 1. Boot »Millstatt«, 2. Boot »Skisse«.
- Herrenfahren:** Flachboote, 2 Paar Ruder mit Steuer; den Siegern je ein Ehrenzeichen. 1. Boot »Rudolf«, 2. Boot »Schwan«.
- Herrenfahren:** Kielboote, 3 Paar Ruder mit Steuer; den Siegern je ein Ehrenzeichen. 1. Boot »Madeleine«, 2. Boot »Tschau«.
- Fahren der Einheimischen** mit landesüblichen Booten, ein stehender Ruderer. 1. Preis: 1 Ducaten, 2. Preis: 2 Silbergulden.
- Damenfahren:** Kielboote, 2 Paar Ruder mit Steuer; den Siegerrinnen ein silbernes Ehrenzeichen.
A. Gmundner Boote: 1. Boot »Millstatt«, 2. Boot »Nameless«, 3. Boot »Skisse«.
B. Tegernsee-Boote: 1. Boot »Tinesis«, 2. Boot »Daisy«.

Start: Bootshaus Lusehan.
Ziel: Terrasse Seevilla.

Eintritt in den geschlossenen Raum der Seevilla 30 kr., Sitzplätze 50 kr.

Bei ungünstiger Witterung findet die Regatta Montag, 16. August l. J., statt.

Abb. 22: Programm einer Regatta in Millstatt, veranstaltet am 14. August 1886 (Archiv Huber)

Und als am Samstag, dem 14. August 1886, nachmittags bei herrlichstem Wetter als Vorfeier des Geburtstages von Kaiser Franz Joseph I. in Millstatt eine Ruderregatta ausgetragen wurde (Abb. 22), die beim Bootshaus von Luschans „Villa Felicitas“ startete und vor der Terrasse der See-Villa den Zieleinlauf hatte, da fand sich einige Tage später in dem in Wien erscheinenden Neuigkeits-Welt-Blatt sogar ein kurzer Bericht darüber (Abb. 23).

Regatta auf dem Millstättersee. Aus Millstatt am See wird berichtet: Zur Vorfeier des Geburtstages des Kaisers veranstaltete der Förderungsverein Millstatt's eine Reihe von Festlichkeiten, deren erste, eine „Regatta“, am 14. d. M. bei denkbar herrlichstem Wetter und unter regster Theilnahme der Sommergäste, der Bevölkerung und zahlreicher, aus der Ferne herbeigeeilter Fremden abgehalten wurde. Ein Kreis blühender Mädchengestalten verschönte das distinguirte Publikum, welches auf der Terrasse der reizenden Seevilla nächst der Richterloge Platz genommen hatte. Sämmtliche Starts wurden mit größter Bravour gefahren und erregten bei dem in ruderportlicher Beziehung meist kompetenten Publikum das größte Interesse.

Abb. 23: (Neuigkeits) Welt-Blatt Nr. 188, 18. August 1886, 4

Immer wieder war zu lesen, wer sich gerade zur Sommerfrische nach Millstatt begeben hatte, am 16. Juli 1883 z. B. ein gewisser „Dr. Ludwig August Frankl“⁶⁵, Arzt, Journalist und Schriftsteller, Direktor des Wiener Musikvereins, Professor der Ästhetik an der Wiener Universität, Gründer der Blindenlehranstalt in Wien, Präses der Wiener israelitischen Kultusgemeinde. Er hatte das Schillerdenkmal am Schillerplatz in Wien angeregt und war 1880 Ehrenbürger der Stadt Wien geworden. Es gab Konzerte im „Saal des uralten Stiftes“, der überfüllt war,

„und das Publicum hörte entzückt die Liedervorträge des Baritons Sommer, eines gebürtigen Kärntners, an. Der Charakter-Darsteller Löwe vom Grazer Landestheater fand für zwei humoristische Vorträge ungetheilten Beifall. Während sonst Absagen in der letzten Stunde das Gelingen eines Concertes gefährden, erhielt dieses noch Bereicherung durch die außerordentliche Liebenswürdigkeit der Operetten-Sängerin Fräulein Laura Jona, welche in die Reihe der mitwirkenden

⁶⁴ Zu Rudolf Schürer von Waldheim, den Erbauer der heute noch bestehenden See-Villa, s. Stawa 2007; Stawa 2017, 116–123. Zur See-Villa: Kühnelt 2012, 66–74.

⁶⁵ Hof- und Personal-Nachrichten, Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 6783, 16. Juli 1883, 5.

trat. Das Concert ergab für die Kasse des Millstätter Verschönerungsvereins einen namhaften Betrag.“⁶⁶

Man kündigte den Schiffsverkehr „(a)uf dem reizenden Millstätter See [...] zwischen Millstatt und Seeboden und erforderlichenfalls bis Döbriach“ mittels eines in Triest erworbenen kleinen Dampfschiffes namens „Triton“ an, desgleichen den Verkehr von zwei Ruder- und zwei Segelbooten des Spittaler Ruderclubs⁶⁷. Man schrieb von der Fertigstellung schmucker Villen und auch davon, dass die Fahrt nach Millstatt durch eine vom Inhaber der neuen Türkischrot-Färberei-Fabrik erbaute Eisenbrücke über die Lieser, die er „mit gewohnter Bereitwilligkeit dem allgemeinen Verkehre überließ“, kürzer geworden sei⁶⁸. Und man berichtete noch viel mehr, was einmal zu untersuchen auch spannend wäre.

Dass Millstatt in den folgenden Jahren zu den beliebtesten Sommerfrischen Kärntens zählen sollte, aber geeigneter Geselligkeitsräume entbehrte, „die nach Größe und Lage den berechtigten Ansprüchen der zahlreichen Sommergäste entsprechen würden“, zeigt unter anderem ein „Project für ein Concert- & Cafehaus“ des Architekten Franz von Krauss aus dem Jahr 1895 mit einem 350 Personen fassenden Saal für Konzerte, Vorträge und Tanzfeste sowie einer saisonal betriebenen Kaffeewirtschaft mit vorgelagerter Terrasse „in schönster Lage am See“ (Abb. 24). Krauss hatte an der Akademie der bildenden Künste in Wien bei Karl von Hasenauer und Friedrich von Schmidt studiert, arbeitete ab 1894 als selbständiger Architekt und gründete gemeinsam mit Josef Tölk ein Architekturbüro.

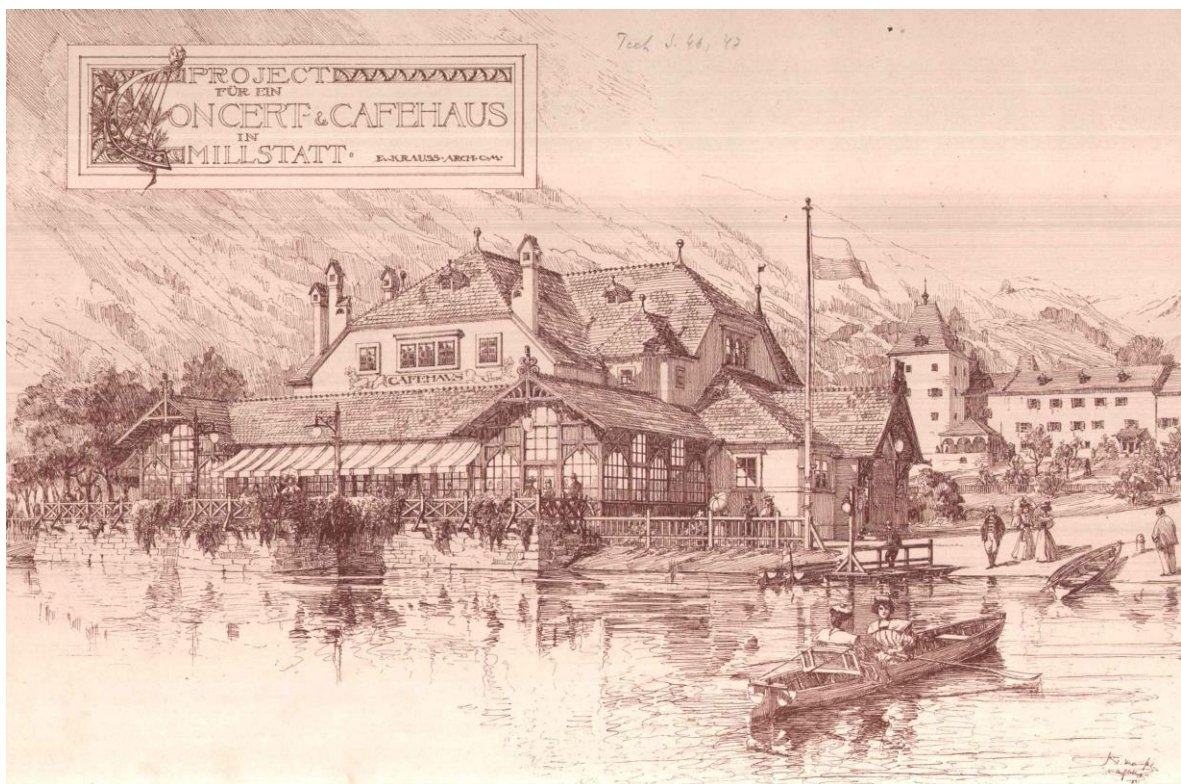


Abb. 24: F. von Krauss, „Project für ein Concert- & Cafehaus“, 1895 (aus: Der Architekt 1, 1895, Taf. 75)

⁶⁶ Man schreibt uns aus Millstatt in Kärnten, Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 6818, 20. August 1883, 9.

⁶⁷ Aus Curorten und Sommerfrischen, Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 6739, 2. Juni 1883, 4.

⁶⁸ Aus Curorten und Sommerfrischen, Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 6744, 7. Juni 1883, 5.

Warum Millstatt ?

Versucht man, den Motiven Felix von Luschan für die Wahl des Ortes Millstatt für den Bau seiner Sommerresidenz, der „Villa Felicitas“, nachzuspüren, so stößt man auf mehrere Gründe, die zum Teil auch in den oben zitierten Zeitungsbeiträgen zur Sprache kamen: es ist schön an diesem geschichtsträchtigen Ort und still, man kann sich wunderbar erholen, die Landschaft ist reizend und lädt zu Wanderungen ein, ab und an wird kulturelles Rahmenprogramm geboten, Einheimische wie Touristen können sich amüsieren, die Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel ist gut. Dazu kommt, dass Luschan den Ort aus seiner Jugendzeit kennt und Millstatt für den Gesundheitszustand Oskars weit besser als Wien ist, was in Briefen aus den frühen 1880er Jahren mehrmals erwähnt wird⁶⁹. Und *last but not least*: Luschan ist hier seiner Mutter nah, die in Millstatt begraben liegt. So lesen wir in einem Brief Felix von Luschan von seinem Aufenthalt in Klein Glödnitz an den Maler Gabriel Max vom 2. September 1880:

„Ich konnte mich nur für wenige Tage freimachen und diese habe ich vor allem dazu verwendet in Millstatt das Grab meiner Mutter – ich könnte gerade so gut sagen das Grab meines Glückes – zu besuchen.“⁷⁰



Abb. 25: Alte Bundesstraße B 98 bei der „Villa Felicitas“ (aus: Maierbrugger 1989, nach S. 360)



Abb. 26: Bauarbeiten an der alten Bundesstraße B 98 westlich der „Villa Felicitas“ am 21. Februar 1961, Foto: Hans G. Lehnert, Gmünd, Foto-Nr. D 15/1961 (Archiv Dabernig)

Heute existiert die „Villa Felicitas“ leider nicht mehr, was viele bedauern. Die Straße hinter der Villa war aber sehr eng, wie auf alten Aufnahmen sehr gut zu erkennen ist (Abb. 25. 26), sodass die Gemeinde den Beschluss fasste, die Villa aus Anlass einer Erweiterung der Bundesstraße abzureißen.

⁶⁹ Auch Oskar ließ sich später in Millstatt nieder. Zur „Villa Margarethe“ s. Soravia 2014, 176 f.; Stawa 2018, 89 f.

⁷⁰ Der Brief wird im Reiss-Engelhorn-Museum in Mannheim verwahrt. Ich verdanke Daniel Möller die Kenntnis des Briefes.

Die Architektur der „Villa Felicitas“

Am Sonntag, den 5. November 1961, titelte die „Kleine Zeitung“ einen Beitrag, der sich mit dem Baufortschritt der nach Pesentheim führenden B 98 am südlichen Ortsausgang von Millstatt beschäftigt, mit „In Millstatt fiel die letzte Verkehrsklippe“⁷¹ (Abb. 27). Tatsächlich war die „Villa Felicitas“ nach den beiden im Westen benachbarten Bauten, der Pension Nikolasch und dem Haus der Familie Hartlieb-Harlos, das dritte Gebäude, das für den Straßenbau weichen musste. Die alternativlose bauliche Umsetzung der Trassenführung der B 98 ist im Kontext ihrer Zeit und im Zuge der damit verbundenen infrastrukturellen Modernisierung zu bewerten, das nach und nach sich ausbildende öffentliche Interesse an der Erhaltung historischen Baubestands und der Denkmalschutz wirkten in Folge der unregelmäßigen Umgestaltung oder Destruktion des Millstätter Villenbestandes entgegen⁷².

Abb. 27: Bericht der „Kleinen Zeitung“ vom 5. November 1961 über den Fortgang der Arbeiten an der B 98 am Ortsausgang von Millstatt (Privatarchiv Schäfer)



Der Standort der Villa

Das prächtige Gebäude erhob sich, wie schon erwähnt, ehemals im Osten von Millstatt auf einem schmalen, ca. 2.600 m² großen, zum See abfallenden Grundstück südlich der B 98 unterhalb des Hohen Kreuzes. Bezeichnender Weise findet sich in dem von Josef Steiner im Juni 1884 gezeichneten, schematisierten Plan des Grundstücks bereits eine in Rot gekennzeichnete Korrektur des Verlaufes der „Bezierckstraße nach Millstatt“ eingetragen (Abb. 5). Dieser abgeänderte, um rund 5,50 m in Richtung des Hangs verschobene, sanft geschwungene Verlauf sollte die Villa umgehen und nimmt den Knick der späteren Asphaltstraße vorweg. Die Kleine Zeitung sprach 1961 dann überhaupt von einer unübersichtlichen Engstelle, die „fast im rechten Winkel umfahren werden mußte“ (Abb. 66. 71).

⁷¹ Der Beitrag beschreibt Fortgang und Umfang der Bauarbeiten an der Trasse an der B 98 am Ortsausgang von Millstatt (originaler Ausschnitt der „Kleinen Zeitung vom Sonntag, 5. November 1961, im Archiv Schäfer, Millstatt).

⁷² So wurde für einige Villen der Denkmalschutz gegen Mitte der 1980er Jahre ausgesprochen, etwa für die Villa Verdin, auch Hubertusschlössl genannt, oder für die Villa Streintz, beide 1893/4 erbaut, s. Kühnelt 2012, 62 Anm. 202 und S. 83 Anm. 244.

An der Abzweigung des steil bergan führenden, schmalen und ehemals unbefestigten Steinschichtweges steht oberhalb des ehemaligen Standorts der Villa das mächtige, rund 9 m hohe, mit zahlreichen Fresken geschmückte Hohe Kreuz (Abb. 29)⁷³. Es zeigt in seiner dem See und der „Villa Felicitas“ zugewandten Nische eine 3-figurige Kreuzigungsgruppe (Abb. 28) und im Norden eine Figur des kreuztragenden Christus. Errichtet wurde der Bildstock in seiner heutigen Form wohl Anfang des 17. Jahrhunderts vermutlich vom Jesuitenorden. Es ersetzte einen Vorgängerbau, dessen Stiftungsinschrift aus dem Jahr 1520 auf einem Steinblock mit rechteckiger Ausnehmung erhalten ist⁷⁴.



Abb. 28: Hohes Kreuz
(Foto A. Huber)



Abb. 29: Hohes Kreuz und enge Straßenpassage vor der Nordseite der „Villa Felicitas“ (Privatarchiv Senigl)

Der Entwurf der „Villa Felicitas“ durch George Niemann und der konkret umgesetzte bauliche Befund

George Niemann plante die „Villa Felicitas“ als vierstöckiges Gebäude mit Tiefparterre bzw. Keller, einem Hochparterre, einem Obergeschoß (später dann ersten Stock genannt) und einem Dachgeschoß. Das Tiefparterre war zur Gänze, das darüber liegende Hochparterre bis ca. zur halben Raumhöhe in den relativ steilen Hang des Nordufers eingeschnitten, seeseitig hingegen waren diese beiden Geschoße frei ansichtig. Im Entwurf platzierte Niemann einen rechteckigen, eingestellten, relativ niedrig gehaltenen Turm zunächst an der Nordwestecke zur Bezirksstraße hin (Abb. 30. 31). Auch für die erste Version des Einreichplans vom 1. Juni 1884 wird diese Position noch beibehalten (Abb. 32), dann kam es allerdings zu Überarbeitungen, wobei diese Adaptionen nicht die einzige Planänderung darstellten.

Das Baubewilligungsverfahren verzögerte sich wegen dieser Nachbesserungen bis zur endgültigen Genehmigung am 29. Oktober 1884 um knapp fünf Monate. Unter der

⁷³ Bacher u. a. 2001, 549 f.

⁷⁴ A. Huber erwägt, ob es sich bei diesem Vorgängerbau nicht um den öffentlichen Galgen von Millstatt gehandelt haben könnte, wie er auch als Hinrichtungsstelle markiert und als Rothenkreuz bezeichnet im Plan der Josefinischen Landaufnahme des Kreises Villach aus den Jahren 1785 verzeichnet ist, Huber 2017, 30–31, Abb. 1–4. Die beiden Säulen der Richtstätte wären dann bei der Errichtung des monumentalen Nischenbildstocks durch die Jesuiten zu Beginn des 17. Jahrhunderts nicht entfernt, sondern baulich in diesen integriert worden. Einen sekundär verbauten Block mit der Inschrift ANNO DOM[INI] 1520 in gotischer Zierschrift samt langrechteckiger Ausnehmung interpretiert A. Huber als Basis zur Aufstellung eines Armsünderkreuz für die Verrichtung der letzten Gebete vor der Exekution.

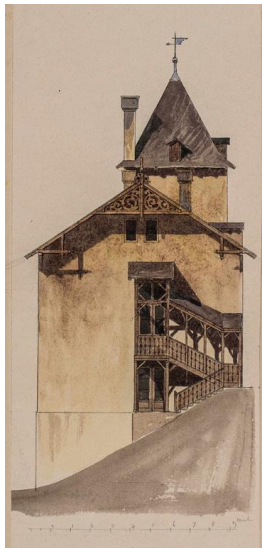


Abb. 30: „Villa Felicitas“, Ansicht gegen Osten (links), zur B 98 (Mitte) und gegen Westen (rechts), kolorierter Entwurf signiert „G. Niemann fec. 1884“ (Akademie der Bildenden Künste Wien)

Geschäftszahl Z 1533 ist der zeitliche Ablauf des behördlichen Prozederes auf der Rückseite des Einreichplans handschriftlich festgehalten und mit Stempel amtlich quittiert (Abb. 33. 34):

„Mit Berufung auf die hierämtliche Erledigung vom 24. Juli 1884 Z 1144 wird der Umtausch des Bauplanes vom 1. Juni l. J. bewilligt und der neu verfaßte und vorgelegte Bauplan vom 19. August 1884 genehmigt. Der Bürgermeister: Rainer. Millstatt 29. Oktober 1884“.

Die Änderungen im Entwurf haben im Grunde drei Punkte betroffen, welche aber für den Charakter und das Erscheinungsbild des Gebäudes von entscheidender Bedeutung waren: neben der Neupositionierung und den geänderten Gesamtdimensionen des eingestellten Rechteckturms kommen als weitere Neuerungen die Ausrichtung der Dachlandschaft im

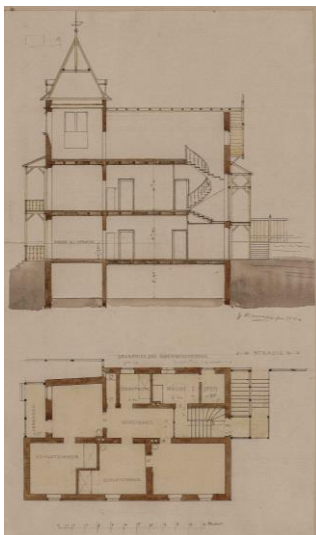


Abb. 31: „Villa Felicitas“, kolorierter Entwurf von George Niemann (Akademie der Bildenden Künste Wien)

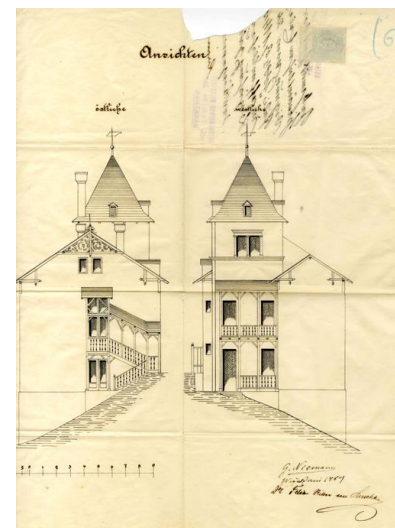


Abb. 32: „Villa Felicitas“, Ost- und Westfassade, Details Einreichplan von George Niemann vom 1. Juni 1884 (Privatarchiv Schäfer)

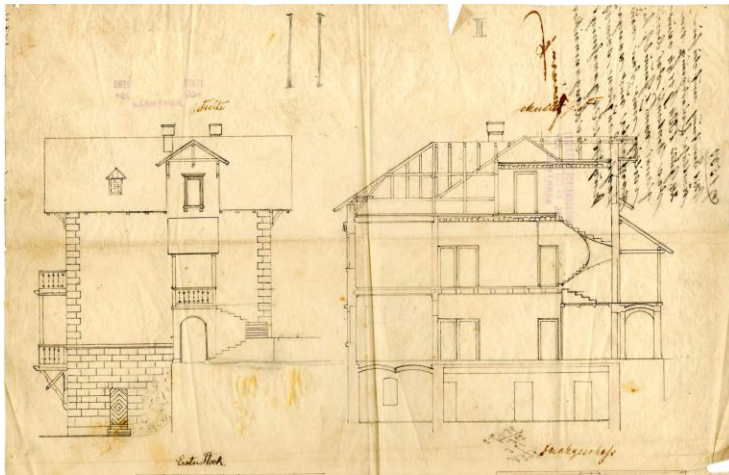


Abb. 33: „Villa Felicitas“, Ostfassade und Westostschnitt, Einreichplan von George Niemann vom 19. August 1884, rechts oben die amtliche Bewilligung des Bürgermeisters von Millstatt, die von der Rückseite des Blattes durchscheint (Privatarchiv Schäfer)

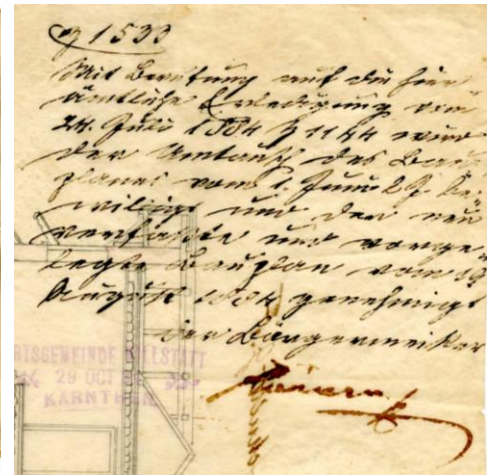


Abb. 34: „Villa Felicitas“, Rückseite des Einreichplanes mit der amtlichen Bewilligung des Bürgermeisters (Geschäftszahl Z 1533) vom 29. Oktober 1884 (Privatarchiv Schäfer)

östlichen Gebäudeabschnitt und die Erschließung des Kellers, des Hochparterres und des ersten Stocks durch die an der Ostseite des Gebäudes angelegten Außenzugänge hinzu.

Als erste Änderungen wurde der eingestellte Turm, anders als von Niemann im Entwurf und in der Version des Einreichplans vom 1. Juni 1884 zunächst entwickelt, nun mit weitaus größerer Höhe konzipiert und dominierte im genehmigten Bauplan vom 29. Oktober 1884 an der Südwestecke das Erscheinungsbild der Fassade Richtung See und Richtung Millstatt. Außerdem kommt ein neues architektonisches Element unmittelbar östlich des Rechteckturms in Form eines zweiten eingestellten, hohen, schlanken „Rundturms“ hinzu (Abb. 35). Die

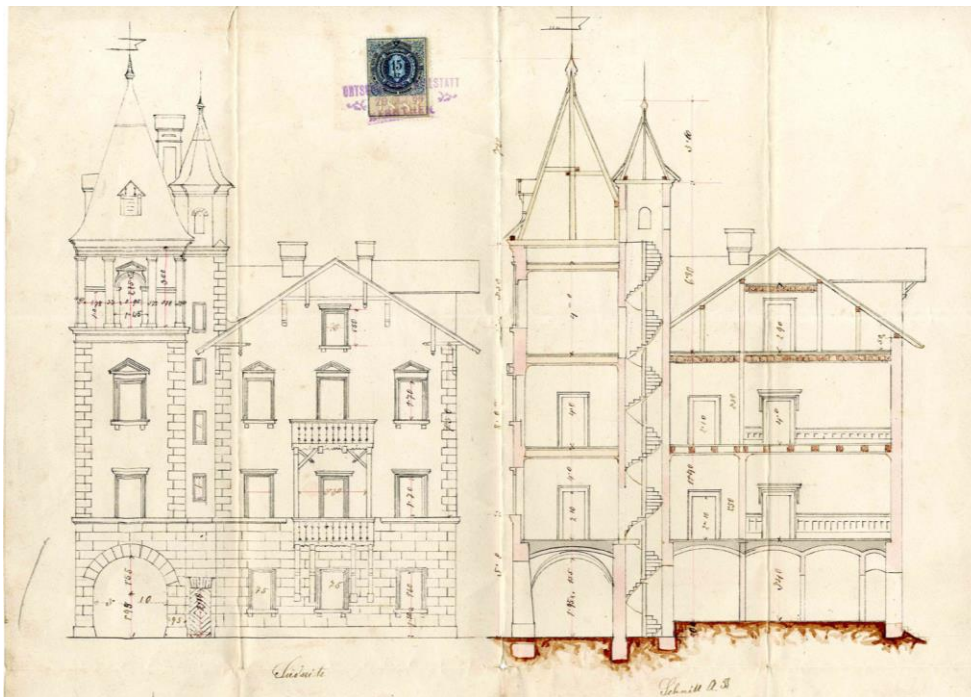


Abb. 35: Die beiden eingestellten Türme in der Südfassade (links) und Schnitt (rechts) durch die „Villa Felicitas“, Einreichplan von George Niemann 19. August 1884 (Privatarchiv Schäfer)

Bezeichnung „Rundturm“ ist eigentlich nicht zutreffend und irreführend. Evoziert wird sie aber durch die enggewundene Rundtreppe, die in den quadratischen Mauermantel des schlanken, hohen Turms eingeschrieben war, der sich über einer relativ kleinen Grundfläche erhoben hat (Abb. 36). Die Treppe schraubte sich von einem Außenzugang in der Südfassade des Tiefparterres im wahrsten Sinne des Wortes kontinuierlich bis unter das Dach in die Höhe. Konstruktiv wird dabei nach jeweils eineinhalb Treppenwindungen ein neues Geschöß erreicht, wobei sich die Türöffnungen zu den einzelnen Etagen durch die gleichbleibenden Stockwerkhöhen abwechselnd immer an den einander gegenüber liegenden Seiten befunden haben.

Aufgrund seiner wenig repräsentativen, beengten Raumverhältnisse wird das durchlaufende, stark gewundene Stiegenhaus aber wohl eher nur durch die Hausherren und das Personal genutzt worden sein, vermutlich um ohne Verwendung der Außenzugänge trockenen Fußes alle Stockwerke erreichen zu können. Die Konzeption dieses zweiten, kleinen Turmes als interne, zentrale vertikale Erschließungsachse konnte an der Außenfassade nur durch die Fassadengestaltung, die auf die Position und Ausmaße des quadratischen, das Treppenhaus umschließenden Mauermantels hinweist, und durch die schmalen hohen, gegenüber den übrigen Fenstern der Südfassade leicht versetzten und wesentlich kleineren Fensteröffnungen wahrgenommen werden. Erst über der Traufleiste des östlichen Giebeldaches trat der Turm aus der Fassade heraus (Abb. 37). Der quadratische Mauermantel zog noch etwa bis auf die Höhe des Zeltdaches des Rechteckturmes hoch, bevor er in einen Turmhelm mit oktagonalem Zuschnitt überging und von einem spitzen hohen Dach abgeschlossen wurde. Die Turmarchitektur des Hauses Felix von Luschans verwendete eine bauliche Formensprache bzw. bediente als zentraler Treppenstrang eine Erschließungsfunktion, wie diese auch bei anderen Villen in Millstatt anzutreffen sind.

So fungiert etwa bei der Villa Verdin, auch Hubertusschlössl genannt, ein Turm mit Rundtreppe zur zentralen, aufwendig gestalteten Erschließung des Gebäudes (Abb. 38). Hingegen wird an der Villa Streintz ein eingestellter, niedriger Rechteckturm mit schmalen

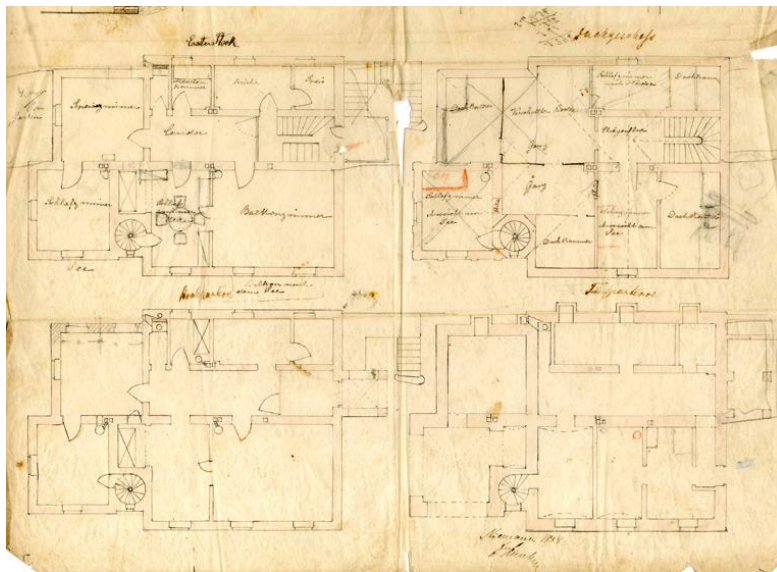


Abb. 36: „Villa Felicitas“, Einreichplan von George Niemann vom 19. August 1884, Grundrißplan der vier Geschosse (Privatarchiv Schäfer)

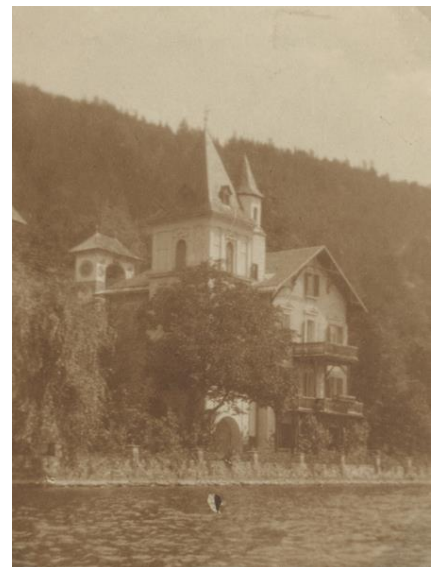


Abb. 37: „Villa Felicitas“, Ansicht vom See, undatierte Aufnahme wohl bald nach der Fertigstellung (Privatarchiv Senigl)

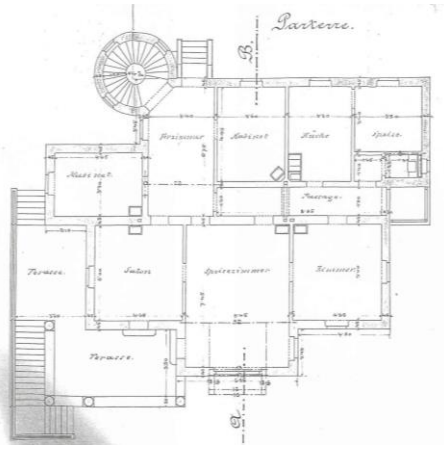


Abb. 38: Villa Verdin, Millstatt, Turm mit Rundtreppe (nach Kühnelt 2012, Abb. 116. 121)



Abb. 39: Villa Streintz, Millstatt, niedriger, eingestellter Rechtecksturm und schmale, aufragende Erker (nach Kühnelt 2012, Abb. 169)

aufragenden Erkern an den seeseitigen Gebäudeecken kombiniert, durch die allerdings keine verbindenden Treppen führen, sondern die als kleine Nischenräume angelegt sind (Abb. 39). Beide genannten Beispiele entstanden knapp 8 bis 9 Jahre nach der „Villa Felicitas“⁷⁵, so dass der schmale Turm im Hause von Luschans mit seinem kleinen, quadratischen Grundriss und der mit geringem Durchmesser gewundenen Rundtreppe einen völlig eigenständigen Entwurf darstellt.

Als profunder Kenner mediterraner Architektur verfügte der entwerfende Architektur G. Niemann zweifelsohne über entsprechende Kenntnisse zur osmanischen Baukunst, speziell zu osmanischen Sakralbauten, so dass das Element des schmalen schlanken Turms mit enger eingeschriebener Rundtreppe mitsamt des Laternenabschlusses und des spitzen Daches durchaus auch Anleihen von der Minarettarchitektur des Orients genommen haben könnte. Die

Fragen, in wie weit diese architektonische Raffinesse möglicherweise auf Wunsch des Auftraggebers in den Einreichplan integriert wurde oder etwa auf die Initiative von Niemann zurückzuführen wäre, lassen sich aufgrund des Fehlens entsprechender Nachrichten oder Hinweise nicht beantworten.

Die zweite große Änderung betrifft die Dachlandschaft, mit deren Umgestaltung, wenn auch konstruktiv damit nicht verbunden, der hölzerne Zugang zum Hauseingang an der Ostseite durch einen gemauerten Aufgang modifiziert und an der Westseite der zusätzliche Hauseingang und die hölzernen Balkone im ersten Stock und im Hochparterre aufgegeben wurden. Ein Blatt der Version des Einreichplanes vom 1. Juni 1884 (Abb. 34) zeigt, dass man in diesem Planungsstadium im Frühsommer zunächst noch an der ursprünglichen West-Ost-orientierten und im kolorierten Entwurf von Niemann (Abb. 32) vorgesehene Dachlandschaft festgehalten hat. Diese Lösung wurde – in Analogie zur ehemaligen Gestalt der

⁷⁵ Kühnelt 2012, 56–65 und 77–81.

Turmarchitektur – in den darauffolgenden Monaten verworfen, wie der endgültige, mit 29. Oktober 1884 genehmigte Einreichplan vom 19. August 1884 und auch zahlreiche Fotografien, u. a. die Aufnahme von der in Bau befindlichen Villa (Abb. 8) oder das Bild auf der Eingangsseite des Gästebuchs (Abb. 40), verdeutlichen.



Abb. 40: Gästebuch der „Villa Felicitas“
(Detailansicht nach Tunis 2010, 98 Abb. 1)

Bei der Neuausrichtung der Dachlandschaft wurde ein West-Ost-orientierter Giebelfirst über der östlichen Gebäudehälfte zugunsten eines in Nordsüd-Richtung aufgebauten Daches verworfen. Die neue Lösung erlaubte jetzt im Dachgeschoß unter dem neu ausgerichteten First die Einrichtung von Zimmern mit normaler Raumhöhe und mit einem Fenster entweder in Richtung der Bezirksstraße oder in Richtung See. Damit schuf man die Grundlage für eine repräsentative Raumgestaltung, die der ursprüngliche Entwurf durch seine geneigten Dachflächen nicht geboten hatte. Zudem wurde über dem Hauseingang eine breite Dreiecksgaube

eingesetzt, welche sicherlich die Lichtverhältnisse in den Flurbereichen des ersten Stocks und des Dachgeschosses sowie im Stiegenhaus verbessert hatte.

Das Dach war mit Schieferplatten eingedeckt, welche mit feuergehärteten Eisennägeln befestigt waren. Beim Abriss 1961 wurden von der mit der Schleifung beauftragten Firma „Straßenbau Swata“ zunächst schwere Beschädigungen des Daches namhaft gemacht, so dass Eindeckung und Dachstuhl abgetragen und abtransportiert und nicht geborgen und durch die Besitzerin weiterverwendet werden sollten. Die abgebauten Materialien zeigten dann wider



Abb. 41: „Villa Felicitas“, Eingangssituation an der Ostseite, virtuelle Rekonstruktion
(F. Zamolyi, © IKAnt/ÖAW)

Erwarten wenig bis keinerlei Anzeichen von Verschleiß oder Schäden, ganz im Gegenteil, besonders die Schieferplatten der Eindeckung waren teilweise in einwandfreiem Zustand, wie dies auch Herr Johann Sixt, der langjährige, für die letzte Besitzerin der Villa, Frau Erna Meyer, bis 1955 tätige Hausmeister im persönlichen Gespräch am 25. September 2018 berichtete⁷⁶.

Vor dem ersten Stock der Ostfassade war der nun gemauert ausgeführte, in das Haus leitende Treppenabsatz durch ein hölzernes Pultdach unterhalb der großen Dachgaube vor Witterungseinflüssen geschützt.

⁷⁶ An der Gesprächsrunde in Lammersdorf bei Millstatt haben Frau Ingeborg von Oppen, das Ehepaar Johann und Traudl Sixt, Axel Huber und der Verf. teilgenommen. Eine digitale Aufzeichnung des Gesprächs befindet sich im Archiv des Instituts für Kulturgeschichte der Antike (IKAnt) an der ÖAW in Wien.

Eine nicht überdachte Treppe aus hochqualitativem Marmor geleitete den Besucher über einige Stufen vom Gartentor hinauf zum Hauseingang (Abb. 33. 40. 41). Die Qualität der Marmorstufen wurde noch in einem vor dem Abbruch eingeholten Gutachten zum Wert des



Abb. 42: Das schmiedeeiserne Gartentor mit den Initialen des Besitzerpaares (undatierte Aufnahme; Privatarhiv Schäfer)



Abb. 43: Teil der Grußformel in Wiederverwendung an der modernen Toreinfahrt (Foto H. Szemethy)



Abb. 44: Postkarte aus dem Jahr 1913, links neben dem Hohen Kreuz der modifizierte Anbau, Verlag Stengel & Co. GmbH in Dresden, Nr. 43428 (Privatarhiv Senigl)

Anliegens in Verbindung mit dem Äquivalent des Daches und des schmiedeeisernen Treppengeländers besonders hervorgehoben⁷⁷.

Die Ornamentik des Geländers, das entlang der Ostseite des Stufenaufgangs verlaufen ist, korrespondierte mit dem Dekor des gleichfalls schmiedeeisernen Gartentors. Am hohen, zweiflügeligen Gartentor waren oberhalb der Zone der Türschnalle die Initialen des Besitzerpaares angebracht (Abb. 42), links die von Emma und rechts die von Felix von Luschan. Weitere schmiedeeiserne Teile der Einzäunung oder einer horizontal verlaufenden Brüstung mit dem Schriftzug „Ave Felicita[s]“ konnten beim Abriss von Frau Erna Meyer geborgen werden und sind heute in Form einer zweiflügeligen Toreinfahrt am Haus der Familie Schäfer in sekundärer Verwendung verbaut (Abb. 43). Das „s“ in der Endung des Vokativs „Felicita[s]“ fehlt und wurde wohl im Zuge von Umarbeitungen entfernt. Im originalen Bestand war die Grußformel vermutlich an prominenter Position im Bereich des Eingangs angebracht.

Zur Zugangssituation an der Ostseite zählte auch jene, den Hang hinablaufende Treppenanlage, über die das Hochparterre erschlossen und über eine eigene Eingangstüre betreten werden konnte. Auf Höhe des Treppenfußes verfügte auch der nochmals ein Geschoß tiefer liegende Keller über einen weiteren eigenen Außenzugang (Abb. 33. 36).

Durch eine datierte Postkarte der Stengel und Co GmbH aus Dresden mit Blick vom

⁷⁷ Ein entsprechendes Gutachten liegt in den Archivalien nicht vor. Ein undatierter Brief von Irmgard Schneider, der älteren Tochter des Ehepaars Meyer, zitiert allerdings den die „Hausschätzung“ durchführenden Baumeister Mangge mit den Worten: „Gnädige Frau! Das Dach, die Marmorstufen und das schmiedeeiserne Geländer würde ich auf alle Fälle mitnehmen, das sind Wertgegenstände“ (Privatarhiv A. Huber).

Hohen Kreuz auf die Villa ist gesichert, dass das Ehepaar von Luschan spätestens ab dem Jahre 1913 den nicht witterungsgeschützten Treppenaufgang zur Eingangstüre im ersten Stock durch einen geschlossenen Anbau in Holz-Steintechnik ersetzt hatte (Abb. 44). Durch den neu gestalteten Eingang konnte nun außerdem auch das Hochparterre trockenen Fußes erreicht werden.



Abb. 45: „Villa Felicitas“ und geschlossener Treppenaufgang 1945 (Privatarchiv Schäfer)

Aus den darauffolgenden Jahren sind weitere Fotos und Postkarten mit Blick auf die Ostseite der Villa bekannt, welche ebenfalls diese neue Zugangssituation dokumentieren (Abb. 45).

Eine undatierte, vermutlich in den frühen 1950er Jahren entstandene Aufnahme ist aber besonders hervorzuheben. So lässt diese nicht nur den Anbau, sondern am Hang hinter dem Rosenbogen im Schatten der Bäume auch schwach die Kontur des Treppenabgangs erkennen, der nach dem Umbau weiterhin die Zugänglichkeit des Kellers und die direkte Erreichbarkeit des Seeufers über die Ostseite gewährleistet hat (Abb. 46).



Abb. 46: Der Treppenverlauf am Hang zur Erschließung der Ostseite (Aufnahme aus den frühen 1950er Jahren (?); Privatarchiv Schäfer)

In der oben angesprochenen Fotografie auf der sekundär beschnittenen Eingangsseite des Gästebuchs der „Villa Felicitas“ sind neben der ursprünglichen Eingangssituation des Jahres 1885 noch drei andere interessante Details der originalen Phase zu erkennen.

Das erste betrifft die großen Gefäße, welche als Behältnisse für Blumen die beiden Gewände des Gartentores bekrönten (Abb. 40). Es handelt sich um Nachahmungen von griechischen Kelchkrateren, einer charakteristischen, in der 2. Hälfte des 6. Jhs. v. Chr. in den Töpferwerkstätten von Athen und Attika entwickelten Gefäßform, welche zum Mischen von Wein und Wasser bei Banketten und Symposien gedient hatte⁷⁸. Für den kundigen, mit der Bildersprache des Altertums vertrauten Betrachter spielte von Luschan mit diesen symbolträchtigen Gefäßen auf die berühmte Tradition dieser an gelehriger Unterhaltung reichen Zusammenkünfte an, die in der griechischen Antike hohe gesellschaftliche Bedeutung besessen haben. Die Eintragungen im Gästebuch verzeichnen – ganz der Intention des Bauherrn entsprechend – die Besuche prominenter Zeitgenossen und Wissenschaftler u. a., um nur einige zu nennen, etwa von dem Mediziner Rudolf Virchow, dem Chemiker Richard Zsigmondy, dem Psychiater Julius Wagner Ritter von Jauregg oder von dem Ausgräber von Babylon Robert Koldewey und dem Ausgräber von Assur, Walter Andrae, oder vom späteren Nobelpreisträger für Physik, Erwin Schrödinger, der im Alter von drei Jahren seine Eltern nach Millstatt begleitete⁷⁹.

Das zweite Detail betrifft das schon erwähnte „Lebensbaumrelief“, jetzt im Museum von Teurnia (Abb. 15. 16). Wie sich auf der Aufnahme im Gästebuch erkennen lässt, war das Relief über der Marmortreppe zum Eingang der Villa in der Ostfassade verbaut (Abb. 40), womit die Fragen nach der Verortung des Stücks im originalen Baubestand und seine Präsentation für Besucher als geklärt angesehen werden können.

Das letzte Detail bezieht sich auf die Bautechnik, speziell auf die Verwendung der Dekorationstechnik des Sgraffitto, ein Verfahren zur Gestaltung von Wandflächen, bei dem



Abb. 47: Grafische Rekonstruktion der Süd- und Nordfassade der „Villa Felicitas“ (F. Zamolyi, © IKAnt/ÖAW) zunächst zwei oder mehrere, andersfarbige Putzschichten auf die Wandarchitektur aufgetragen und dann die obenliegenden Putze entsprechend dem zu erzielenden Ornament wieder bis zur Oberfläche der darunterliegenden Putzschicht(en) entfernt werden. An der Villa diente diese Technik in den Obergeschossen etwa zur Imitation von prächtigem

⁷⁸ Schiering 1983, 114–121, Abb 58. 61.

⁷⁹ Vgl. Knoll 2005, 38 f.; Tunis 2010, 89–105 sowie eine listenartige Zusammenstellung zu den Eintragungen im Gästebuch der „Villa Felicitas“ im Privataarchiv Senigl.

Quaderschmuck an Gebäudeecken (Abb. 40. 47. 59. 70), während an der Fassade des Kellers damit im Gegensatz zu den sonst großen, glattverputzten Mauerflächen der Obergeschoße der Eindruck eines flächig durchgeschichteten Quadermauerwerks mit rauher Oberfläche erzeugt wurde. In einem Brief erkundigte sich George Niemann explizit, ob die Anwendung der Technik wohl auch erfolgreich verlaufen sei⁸⁰.

Die Innenarchitektur

Betrat man das Haus über den Hauptzugang im ersten Stock, so fand man sich zunächst im Flurbereich mit dem großen Stiegenhaus wieder (Abb. 36. 48). Eine breite geschwungene Holzterrasse führte hinauf ins Dachgeschoß, wohingegen eine weitere niedrige Treppe das Erreichen der Küche und der an der „kalten“ nordöstlichen Außenecke angelegten Speisekammer ermöglichte.

Vom Flur war der Korridor des eigentlichen Wohnbereichs durch eine dünne Holzwand getrennt. Der erste Stock war als Mittelpunkt der Villa konzipiert, daher verwundert es nicht, dass die Funktionen der Räume bei den Planungen festgelegt und im Einreichplan mit Tinte verzeichnet waren (Abb. 36). So lässt sich ablesen, dass an der Nordseite neben einer kleinen Mädchenkammer auch eine Toilette angeordnet war, deren Abfluss gegen Nordwesten entwässerte. Außerdem beherbergte der erste Stock ein Speisezimmer und zwei große Schlafzimmer, eines davon war mit einem Alkoven, also mit einem in einer Nische fix montierten Bett ausgestattet. Der repräsentativste Raum war zweifelsohne das große

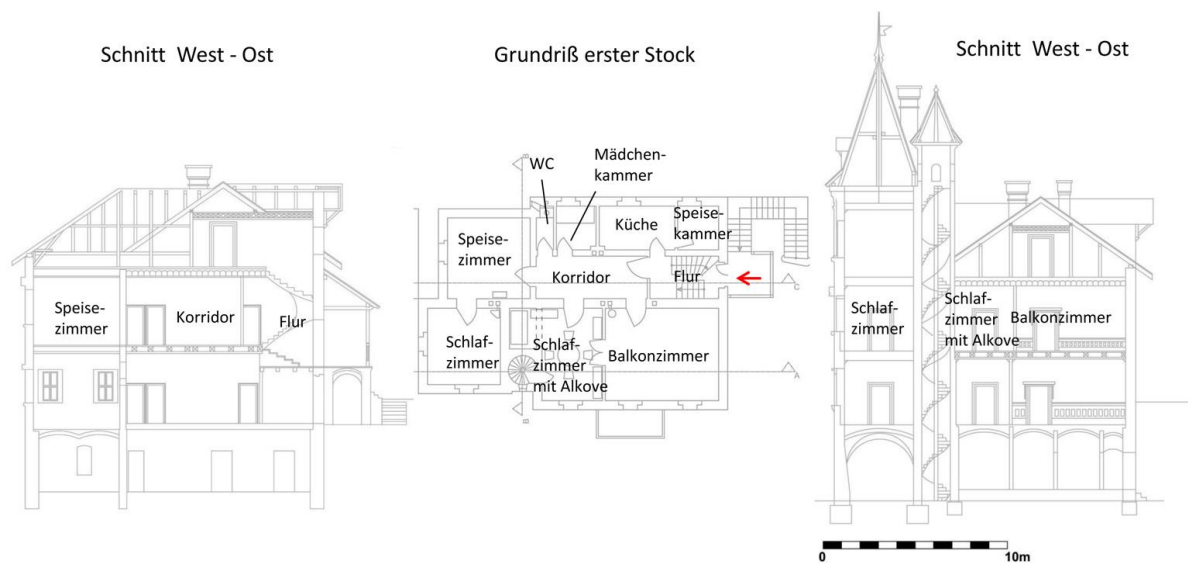


Abb. 48: Grafische Rekonstruktion der Räumlichkeiten des ersten Stocks der „Villa Felicitas“ (F. Zamolyi, © IKAnt/ÖAW)

Balkonzimmer mit Ausblick zum See. Als Heizung waren mehrere Öfen vorgesehen, deren Standorte durch die Kaminverläufe festgelegt waren.

Im darüberliegenden Dachgeschoß (Abb. 49) konnte, wie schon erwähnt, durch die geänderte Dachlandschaft unter dem Nord-Süd-verlaufenden Giebelfirst die Anlage von zwei normal

⁸⁰ Brief von George Niemann an Felix von Luschan, 5. Dezember 1885 (SBB, PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenz George Niemann). Die Fenster in den Fassaden der Obergeschoße sind zusätzlich von diversen Gesims- und Leistendekorationen gerahmt bzw. von kleinen Giebeln bekrönt.

hohen Räumen, nach Süden hin ein kleines Wohnzimmer mit Ausblick zum See, nach Norden ein kleines Schlafzimmer, ermöglicht werden. Beide Zimmer waren direkt vom Stiegenhaus

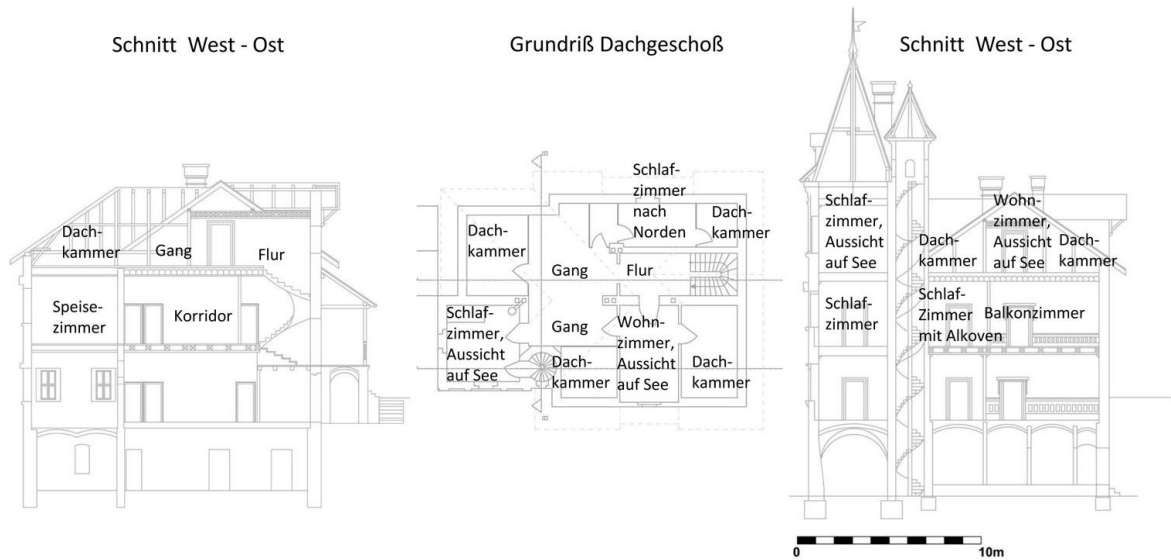


Abb. 49: Grafische Rekonstruktion der Räumlichkeiten des Dachgeschosses der „Villa Felicitas“
(F. Zamolyi, © IKAnt/ÖAW)

und vom Flur aus zu betreten. Den Raum im rechteckigen Turm konzipierte man als weiteres, etwas größeres Schlafzimmer, ebenfalls mit Ausblick über das Wasser. Mit Bedacht auf die möglichst effiziente Nutzung des vorhandenen Raumes standen in den Zwickeln der Dachschrägen mehrere kleingeschnittene Kammern als Stauräume zur Verfügung. Die zweiflügeligen Fenster konnten im Dachgeschoß, wie auch in allen anderen Stockwerken, mittels Außenläden aus Holz verschlossen werden. Die untere Hälfte der Lamellenläden bildete ein separat gearbeitetes bewegliches Feld, welches ausgestellt werden konnte (Abb. 40).

Im Gesamten scheint das Dachgeschoß mit seinen Schlafräumen ursprünglich wohl für die Unterbringung von Gästen vorgesehen gewesen zu sein. In den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg bot die Villa mehreren Flüchtlingsfamilien und Einzelpersonen kurzzeitig Unterkunft, auch wurden die Kellerräume von alliierten Soldaten genutzt. Zu den ersten Flüchtlingen zählte auch die Familie Zentner aus Belgrad, der von Frau Erna Meyer das Dachgeschoß zur Verfügung gestellt wurde und die bis zuletzt, bis zum Abriss der Villa 1960/61 blieb⁸¹. In den 1950er Jahren vermietete man dann den ersten Stock an die Familie Dr. Konopitzky, während der adaptierte Keller ab 1955 von den Haushältern Johann und Traudl Sixt und ihren beiden Söhnen bezogen und das Hochparterre von Frau Erna Meyer selbst bewohnt wurde⁸².

⁸¹ Die Angaben zu den eingemieteten Familien und Personen gehen aus der handschriftlichen Nachricht „Unsere Mieter“ im Privataarchiv Schäfer hervor.

⁸² Dies bestätigten Johann und Traudl Sixt im persönlichen Gespräch anlässlich eines Besuches von Ingeborg von Oppen, Axel Huber und Peter Ruggendorfer in Lammersdorf bei Millstatt am 26. September 2018. Hermann Karl Meyer war, wie oben erwähnt, schon Anfang Februar 1948 verstorben.

Für das Hochparterre (Abb. 50) mit seinen besonders zum See hin großen, repräsentativen Zimmern fanden sich in den Dokumentationen keinerlei Angaben zur Raumwidmung bzw. zu Funktionen. Zu erwähnen sind aber das seeseitige Zimmer mit dem davor befindlichen großen Balkon und der daneben liegende Raum, der nördlich und östlich an den schmalen Turm mit der Rundtreppe angrenzt und in dessen nordwestlicher Raumnische ein weiterer Alkoven verbaut gewesen zu sein scheint. Bemerkenswert ist die Erschließung des Hochparterres, das witterungsgeschützt zunächst nur über die Rundtreppe im Turm und erst später auch über den nachträglich geschlossenen Anbau erreicht werden konnte. Der separierte Charakter dieses Geschosses lässt vorderhand wohl am ehesten an einen gesonderten Wohn- oder, speziell im Falle von Felix von Luschan, an einen großen, etwas abgesonderten Arbeits- und Studienbereich mit entsprechend großzügigem Platzangebot zum Verwahren von diversen Sammlungsobjekten denken.

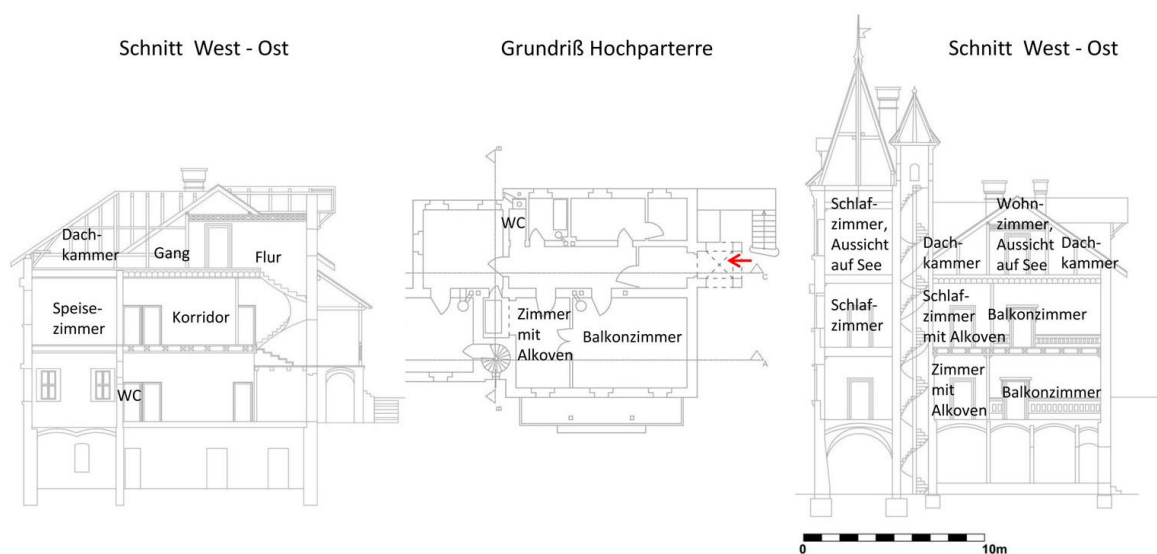


Abb. 50: Grafische Rekonstruktion der Räumlichkeiten des Hochparterres der „Villa Felicitas“ (F. Zamolyi, © IKAnt/ÖAW)

Das darunterliegende Kellergeschoß (Abb. 51) wird durch insgesamt drei Außenzugänge erschlossen. Je einer befand sich in den beiden Türmen, ein weiterer in der Fassade der Ostseite. Darüber hinaus war der Keller über die Treppe des Rundturms zu betreten. Die gewölbten, eher kleinteiligen Räumlichkeiten erwecken den Eindruck einer rein wirtschaftlichen Nutzung, etwa zur Einlagerung von Brennstoffen oder von Gerätschaften. Diese Nutzung legen auch ein Becken sowie ein im Kellerboden eingelassener kleiner Ziehbrunnen nahe, die sich ehemals im Raum an der Südostecke der Villa befunden haben, später aber entfernt bzw. abgedeckt worden waren⁸³.

⁸³ Dies berichtete das Ehepaar Sixt. So behielt der Keller nur noch in seinen zur Straße gelegenen, dunklen Räumlichkeiten seine eigentliche Funktion als Stau- und Nutzraum, während die zum See gerichteten Räume mittlerweile für Wohnzwecke adaptiert worden waren.

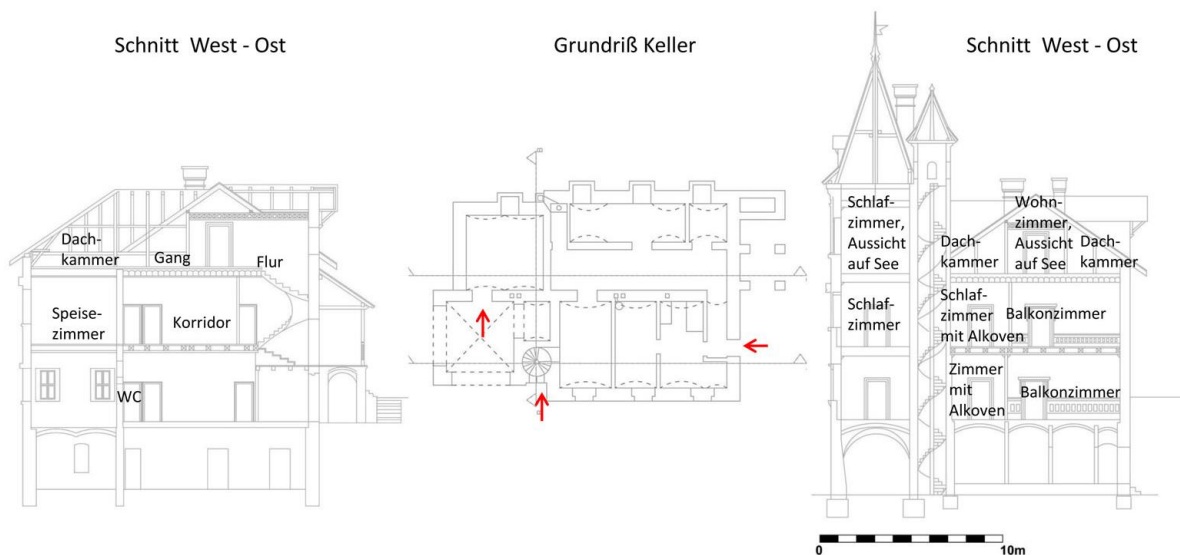


Abb. 51: Grafische Rekonstruktion der Räumlichkeiten des Kellergeschosses der „Villa Felicitas“
(F. Zamolyi, © IKAnt/ÖAW)

Der Garten

Nur einen geringen Teil des schmalen, langen Seegrundstücks nahm die Grundfläche des



Abb. 52: Anlegestelle und Rosenbogen vom See aus (undatierte Aufnahme; Privataarchiv Senigl)

Hauses ein, die übrige, teilweise recht steile Hangfläche war als Garten gestaltet⁸⁴. Der längliche, flache, nicht allzu breite Geländestreifen war zum See hin durch eine begrünte Uferbefestigung begrenzt (Abb. 52), in die man eine Bootsanlegestelle, geschmückt durch einen breiten, hohen und von einer Metallkonstruktion gestützten Rosenbogen, integriert hatte (Abb. 53). Als Pendant zu diesem wurde in den späteren

Jahren der Villa im südwestlichen Uferbereich ein Bogen aus Weinstöcken hochgezogen (Abb. 54). Erna Meyer beteuerte in ihrem Briefwechsel mit der Familie im Zuge des Abrisses der Villa 1960/61, welche große Mühe es bereitet hat, den Garten zu bewirtschaften.

⁸⁴ Der aus dem März 1944 stammende Bestandsplan im Privataarchiv Schäfer wurde wohl im Vorfeld des Wechsels der Besitzverhältnisse von der Familie Halländer bzw. Hollaender (wie im Plankopf fälschlich bezeichnet) auf das Ehepaar Erna und Hermann Karl Meyer angefertigt. Er enthält auch einige wenige Angaben zum Grundstück. Die Familie Halländer hatte die „Villa Felicitas“ im September 1941 erworben und um die Mitte des Jahres 1944 gegen die Herrschaftsvilla der Familie Meyer in Erfurt getauscht, wie dies Ingeborg von Oppen, Enkelin von Frau Erna Meyer, am 26. September 2018 im persönlichen Gespräch sowie später in schriftlichen Notizen bestätigte. In dem Bestandsplan des Jahres 1944 wird die Größe der erworbenen „Parzelle: E.Z. 84, K.G. Millstatt; Einlage – ZL. 84. 157; KonsKr.-Nr. 76“ handschriftlich mit „2623 m² Grundbesitz, hiervon bebaut 136 m²“ bei einer „Länge der Front an der Seestraße 80 m, Tiefe 20 m“ angegeben. In einer handschriftlichen Notiz zur Besitzerfolge der „Villa Felicitas“ vermerkte Frau von Oppen im September 2018: „Das Grundstück oberhalb der Straße, die sogen. ‚Tratten‘ gehörte immer schon zum Besitz der ‚Villa Felicitas‘ (samt dem Grund, auf dem das ‚Hohe Kreuz‘ steht). Es war eine steile Wiese + großem Maronie-Baum und sehr vielen Rinnsalen, die vom Berg kamen. Deshalb war die Drainage so schwierig und das Fundament des neuen Hauses (von Frau Erna Meyer auf diesem Grundstückteil, Anm. Verf.) so teuer“.



Abb. 53: Emma von Luschan mit Ilse Bertram, dem Kriegspatenkind der Familie, unter dem Rosenbogen (undatierte Aufnahme; Privataarchiv Senigl)



Abb. 54: Angaben zur Bepflanzung im Garten der Villa (undatierte Aufnahme; Privataarchiv Schäfer)



Abb. 55: Die Birnbäume beim Salettl (undatierte Aufnahme; Privataarchiv Senigl)

Stelzen, sowohl seine mittige, breite und hohe Öffnung, als auch die beiden schmalen seitlichen Durchfahrten waren als Rundbögen gestaltet (Abb. 57). Ein Brand, er durch spielende Kinder ausgelöst wurde, vernichtete das Bootshaus⁸⁵. Eine prächtige Aufnahme von

Von seiner Bepflanzung ist v. a. der große Nußbaum ganz im Westen des Grundstücks hervorzuheben (Abb. 25), von dem Erna Meyer in einem Brief vom 29.11.1960 schrieb:

„Jedenfalls gehe ich tief in den Wald, wenn der grosse Nussbaum gefaellt wird, das kann ich nicht mit ansehen. Liegt er dann, so ist es eben geschehen und ich kann mich nur mehr mit der Tatsache abfinden.“

Wie Alexander Schäfer, der Enkel von Frau Meyer, bei dem Besuch der Autoren am 14. Juni 2012 berichtete und in einer Handskizze festhielt, standen im Garten zu Zeiten seiner Großmutter südlich des Nussbaums Richtung See Zwetschkenbäume. Neben dem Salettl, von dem noch die Rede sein wird, fanden sich einige Birnbäume (Abb. 55) und vor der Südostecke der Villa eine Linde, dahinter östlich am Hang eine Blautanne sowie eine Esche und eine Weide. Eine zweite Linde erhob sich ursprünglich an der Südwestecke, wurde aber später entfernt. Gegen die östliche Grundstücksgrenze waren mehrere Apfelbäume gepflanzt. Am östlichen Rand des Grundstücks jenseits des Rosenbogens befanden sich in dem „Strand“ genannten Grundstückabschnitt ein kleiner hölzerner Pavillon und ein großes Bootshaus mit erhöhtem Mittelschiff und Giebeldach sowie umlaufenden Fensteröffnungen (Abb. 46. 56). Die beiden seitlichen länglichen Kammern waren durch Pultdächer eingedeckt. Das Bootshaus war etwas in den Uferbereich gerückt und von dort aus zu betreten, zum See hin ruhte es auf niedrigen

⁸⁵ Herr Johann Sixt erinnerte sich im Gespräch am 26. September 2018, dass sich zum Zeitpunkt des Brandes im Bootshaus ein Boot samt Benzinkanistern befunden hatte, das aber noch rechtzeitig ins Freien gefahren werden konnte. Der Brand wurde durch mit Kerzen spielende Kinder, zu denen auch die beiden kleinen Söhne der Familie Sixt gehörten, wohl im Jahre 1957 oder 1958 verursacht. Bereits rund 10 Jahre zuvor wurde das benachbarte Boots- und Badehaus Riener durch Brandstiftung Ende Jänner 1948 ein Raub der Flammen, s. Huber 2008, Abb. 4.

Karl Lerch, die vermutlich im Frühjahr 1906 entstanden ist und die uns von Herrn Axel Huber zur Verfügung gestellt wurde, zeigt in der Bildmitte das Bootshaus und enthält zum linken Bildrand hin noch ein anderes bedeutsames Detail (Abb. 58). So ist an der Westseite der Villa, ziemlich versteckt hinter den Dächern von weiteren Bootshäusern, jener Anbau zu erkennen, der bereits oben kurz unter der Bezeichnung „Salettl“ Erwähnung gefunden hat und

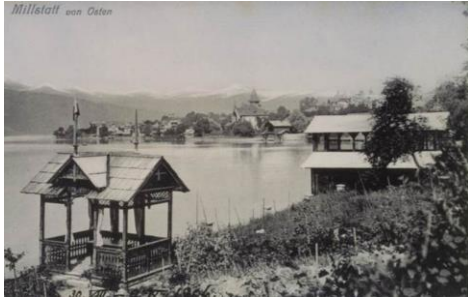


Abb. 56: Pavillon und Bootshaus am östlichen Rand des Grundstücks (Postkarte, datiert 1906, Verlag Johann Leon sen., Klagenfurt Nr. 1139/1)



Abb. 57: Bootshaus, Gemälde (Privatarchiv Schäfer)

der in den Archivalien auch „Atelier“ oder „die Hitten“ genannt wird. Der Vergleich der Pläne zum Baubestand aus den 1940er Jahren mit dem originalen Einreichplan der Villa aus dem Jahr 1884 verdeutlicht, dass es sich bei dem Salettl um eine spätere Addition handeln muß (Abb. 25. 26. 36. 59. 72).

Tatsächlich gehen seine Ursprünge und seine erste, einfach gehaltene bauliche Form, wie die Fotografie von Karl Lerch aus dem Jahr 1906 belegt (Abb. 58), auf eine Initiative der Familie von Luschan zurück. Die Bauherren gaben dem unmittelbar an der nördlichen Grundstücksgrenze neben dem Haus situierten Salettl zunächst eine schlichte architektonische Form (Abb. 59), bestehend aus gemauerten Pfeilern samt Giebeldach. Ob die niedrige, durchbrochene Ziegelbrüstung an der Seeseite bereits Bestandteil dieser Bauphase war, lässt sich nicht eindeutig entscheiden, da die Brüstung erst klar auf jüngeren Aufnahmen zu erkennen ist.



Abb. 58: Fotografie von Karl Lerch aus dem Jahr 1906 (Archiv Huber)



Abb. 59: Detail der Aufnahme von Karl Lerch (Archiv Huber)

Die spätere Baugeschichte der Villa

Mit dem Salettl schließen die Betrachtungen zum originären Bestand der Villa. Im Weiteren soll noch kurz die späte Baugeschichte nach dem Tod von Emma von Luschan im Jahre 1941

bis zum Abriss 1960/61 beleuchtet werden. Dabei liegt der Fokus auf zwei Umgestaltungen, welche einigermaßen sicher chronologisch eingeordnet werden können.

Es sind dies zum einen Aktivitäten am besagten Salettl/Atelier/Hitten⁸⁶ und zum anderen eine Maßnahme, die den großen, seeseitigen Balkon im Hochparterre betrifft. Grundlage dafür bieten die oben schon erwähnten Bestandspläne vom März 1944 im Privataarchiv Schäfer (Abb. 60), in denen die Umgestaltungen des Hauses durch das Ehepaar Erna und Hermann Karl Meyer mit zahlreichen handschriftlichen Notizen, etwa in Form von Preiskalkulationen und Berechnungen zu einzelnen Ausstattungselementen, verzeichnet sind.

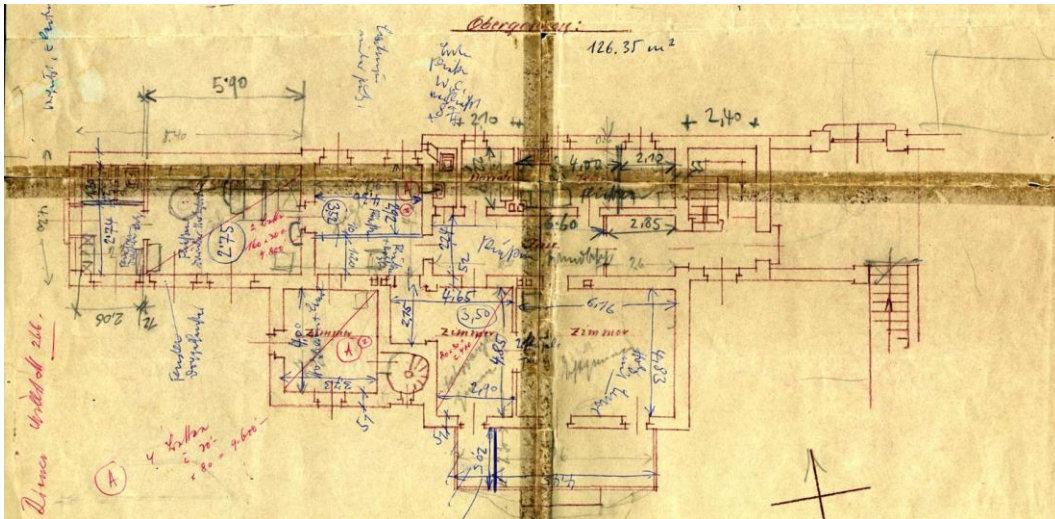


Abb. 60: Bestandsplan des Hochparterres der „Villa Felicitas“ aus dem März 1944 mit den Angaben zu den geplanten Umbauten der Familie Meyer (Privataarchiv Schäfer)

Beim Umbau des Salettls wurde die ehemals zum See offene Pfeilerstellung mittels einer hinter der niedrigen durchbrochenen Ziegelbrüstung hochgezogenen Mauer zugesetzt, wie auf

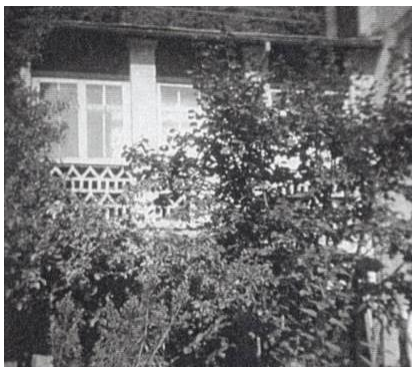


Abb. 61: Das Salettl mit Fenster in der geschlossenen Pfeilerstellung und niedriger Ziegelbrüstung (undatierte Aufnahme; Privataarchiv Senigl)

Basis mehrerer Fotografien erschlossen werden kann⁸⁷. Zudem wurden in das Mauerwerk zwischen den Pfeilern mehrere Fenster und an der Westseite zusätzlich eine Türe verbaut (Abb. 26. 61. 62).

Diese baulichen Maßnahmen des Jahres 1944 zielten darauf ab, das Salettl als geschlossene Raumeinheit in die Hausarchitektur zu integrieren. Beabsichtigt war, wie eine handschriftliche Nachricht bestätigt⁸⁸, die Anlage einer kleinen

Wohneinheit, die mit einem Wasseranschluss, einer Toilette und einer kleinen Kochnische ausgestattet wurde (Abb. 60). Zudem wurde ein Holzfußboden auf den bestehenden Steinplattenboden verlegt und eine Holzdecke eingezogen, wobei bei dieser Gelegenheit die bereits angegriffenen Holzbalken des Dachstuhls ausgebessert wurden. Die Türe in der

⁸⁶ Vgl. zu den Bezeichnungen die handschriftlichen Vermerke in den Privataarchiven Senigl und Schäfer.

⁸⁷ Die Aufnahmen stammen allesamt aus dem Privataarchiv Senigl.

⁸⁸ Die knappe Beschreibung befindet sich Privataarchiv Schäfer.



Abb. 62: Die Tür in der Westseite des Salettl (undatierte Aufnahme; Privataarchiv Senigl)

Holzkonstruktion diente als Holzlege, also zur Verwahrung von Brennholz. Nach dem erfolgreichen Umbau wurde das Salettl dann schließlich – wie den Bildunterschriften der Fotografien in den Fotoalben im Privataarchiv Senigl zu entnehmen ist – seiner neuen Funktion als „Austragsstüberl für die Familie von Präsident Meyer“ übergeben.



Abb. 63: Emma von Luschan mit Ilse Bertram, Gertrude und Georg von Susani-Etzerodt, von rechts nach links (undatierte Aufnahme; Privataarchiv Senigl)



Abb. 64: Erna Meyer (links) und Frau Ahne am alten Balkon des Hochparterres im Jahr 1945 (Privataarchiv Schäfer)

Hochparterres reichende Balkon nur im Mittelteil tiefer vorspringt und hier viel Raum für Tisch und Stühle geboten hat, während die seitlichen Elemente ungleich schmaler gearbeitet waren. Mehrere Fotografien lassen sich hierfür als Belege heranziehen, etwa die oben bereits im Zusammenhang mit dem Rosenbogen angesprochene Aufnahme von der Seeseite (Abb. 54) oder jene von Erna Meyer in Begleitung von Frau Ahne direkt an der vorspringenden Ecke stehend aus dem Jahr 1945 (Abb. 64).

Ostwand, die das Salettl mit der Villa verbunden hat, verblieb zugesetzt. Als Fundament für das Salettl diente eine gemauerte, in Bezug zur Villa auf dem Niveau des Kellers gelegene, geschlossene Substruktion, welche als Stauraum für Gerätschaften seeseitig über einen eigenen Zugang verfügte und durch welche eine ältere, offene, hölzerne Konstruktion verstärkt bzw. ersetzt wurde. Der geschützte Raum unterhalb der ursprünglichen

Das zweite Vorhaben, das beleuchtet werden soll, beschäftigte sich mit der Umgestaltung des seeseitigen Balkons im Hochparterre. Eine Fotografie zeigt eine kleine gesellschaftliche Runde, der Emma von Luschan, Ilse Bertram, das Kriegspatenkind der von Luschan aus den Jahren nach dem 1. Weltkrieg, Georg von Susani-Etzerodt und seine Gattin Gertrude angehörten (Abb. 63). Die Aufnahme kann aufgrund der Anwesenheit von Ilse Bertram, die Millstatt laut dem von Emma von Luschan auch nach dem Tode ihres Gatten weitergeführten Gästebuch zwischen 1926 und 1929 jährlich besucht hat, in die zweite Hälfte der 1920er Jahre datiert werden. Bei näherer Betrachtung dieser Fotografie fällt zwischen Gertrude von Susani-Etzerodt und Ilse Bertram im Bildhintergrund ein Detail an der Balkonbrüstung in Form eines Rücksprungs des Geländers auf. Dieser Rücksprung ist darauf zurückzuführen, dass der über die ganze Fassadenbreite des

Der breite Balkon mit dem vorspringenden, tieferen Mittelteil (Abb. 54) erscheint auf den Ansichten bis in die 1950er Jahre, wohingegen auf einer Postkarte vom 19. November 1955 im Hochparterre ein schmaler, in seinen Gesamtausmaßen auf den Mittelabschnitt reduzierter und offenbar erneuerter Balkon wiedergegebenen ist (Abb. 65). Der neue Balkon entspricht nun in seinem Zuschnitt den Dimensionen des im 1. Stock darüber liegenden, womit man mit



Abb. 65: Ausschnitt der Postkarte vom 19.5.1955 mit erneuertem Balkon im Hochparterre (Privatarchiv Senigl)

dieser Ausführung ganz unvermittelt wieder beim Einreichplan von George Niemann vom 19. August 1884 angelangt wäre (Abb. 37). Der Einreichplan hatte in der Südfassade zum See zwei übereinander angeordnete, gleich dimensionierte, aber in dieser Form niemals realisierte Balkone vorgesehen. So findet die seeseitigen Fassade der Villa die Balkone betreffend ironischer Weise ausgerechnet während der letzten Jahre bis zum Abriss zu jener Gestalt, die der entwerfende Architekt für sie ursprünglich vorgesehen hatte.

Der Abriss der „Villa Felicitas“ 1960/61

Das letzte Kapitel der Geschichte des Gebäudes, jenes des Abrisses, der Schleifung, kann anhand der Briefe von Erna Meyer an ihre Familie gemeinsam mit einer ganzen Reihe von Fotos aus dem Archiv Schäfer eindringlich nachvollzogen werden. Eine Auswahl wird hier wiedergegeben. An den Anfang sei aber nochmals jener eingangs erwähnte Artikel der Kleinen Zeitung vom 5. November 1961 gesetzt. Dieser berichtete:



Abb. 66: Die „Villa Felicitas“ während der Abbrucharbeiten 1960/61 (Privatarchiv Schäfer)

„Den ganzen Sommer wurde an der Ortausfahrt von Millstatt fleißig gearbeitet. Der Betondamm an der Seeseite wurde bereits bis Schloß Heroldeck vorangetrieben. Dabei gab es große Schwierigkeiten, denn am Seeufer war tief hinab kein fester Grund zu finden. Der Verkehr wurde an der langen Baustelle durch Verkehrsampeln geregelt. Trotz des Einbahnverkehrs kam es während des Sommers zu öfteren Stockungen, denn mitten in der zukünftigen Fahrbahn stand das Haus Meyer (s. Abb. 66, Anm. Verf.), das an einer unübersichtlichen Enge fast im rechten Winkel umfahren werden mußte. So konnte jetzt diese letzte Verkehrsklippe

– zwei andere Häuser fielen bereits 1959 der Spitzhacke zum Opfer (gemeint sind die Pension Nikolasch und das Anwesen der Familie Hartlieb-Harlos, Anm. Verf.) – abgetragen und mit dem Schutt wieder eine große Lücke hinter dem Betondamm angefüllt werden.“



Abb. 67: Erna Meyer vor ihrem neuen Haus am Hang oberhalb der „Villa Felicitas“ (Privatarchiv Schäfer)

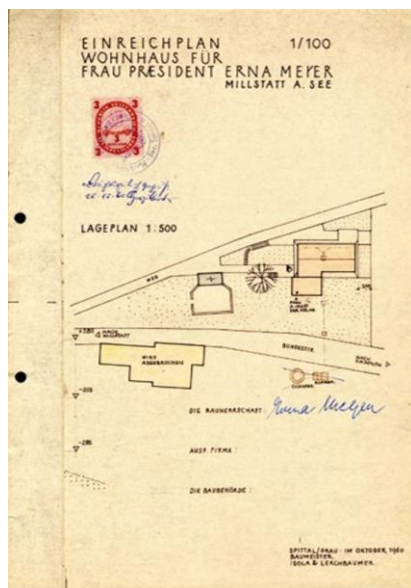


Abb. 68: Einreichplan von Isola und Lerchbaumer für das Haus von Erna Meyer (Privatarchiv Schäfer)



Abb. 69: Die Schubraupe vor dem abgerissenen Anbau an der Ostseite der Villa (Privatarchiv Schäfer)

Abtragung des Treppenaufgangs fort, „[...] da kam die schwere Schubraupe, die die Marmortreppe auflud !!!!!“ (Abb. 69, Anm. Verf.).

Am 26. November 1960 schrieb Frau Erna Meyer an Ihre Familie: „[...] Heute ist auch der Arbeitstrupp vom Strassenbau-Swata (gemeint ist die verantwortliche Baufirma, Anm. Verf.) eingetroffen. Sie haben eine Bauhütte vor meine Hitten gesetzt, den Zaun schon niedergerissen, den ich aber schnell noch fuer mich krampfen konnte, indem ich mich sehr lieb mit den Polier unterhielt.“

In den anschließenden Wintermonaten hält Frau Meyer am 6. Februar 1961 fest: „Es kommen schon viele Zuschauer und Jeder betrachtet die ganze Bauerei als kompletten Irrsinn. Meinem Haus trauert Jeder nach – weil es der schoenste Bau am See gewesen sei! Das ist aber Ueberzeugung, nicht dummes Gefasel. Aber mein Haus wird auch schoen.“

Die Formulierung „mein Haus“ bezieht sich auf den Neubau, den die Bauherrin Erna Meyer am Hang oberhalb des Hohen Kreuzes errichten ließ und der auch heute noch von der Familie Schäfer bewohnt wird (Abb. 67). Die Errichtung führte die Baufirma Isola und Lerchbaumer aus, wie dem Einreichplan vom Oktober 1960 zu entnehmen ist (Abb. 68). Bei dem Unternehmen Isola & Lerchbaumer handelt es sich um jene Firma aus Spittal an der Drau, aus der dann die heutige STRABAG des Industriellen Hans Peter Haselsteiner hervorgegangen ist⁸⁹.

Am 6. November 1961 schrieb Erna Meyer mit Bezug auf die oben zitierte Meldung der Kleinen Zeitung: „Ich sende Dir jetzt den kleinen Artikel mit, der Dich von dem Strassenbauvorgang in Kenntniss setzt. Also es heisst nicht mehr ‚Luschan Villa‘, sondern ‚Haus Meyer‘!“ Und am 15. November 1961 setzte sie angesichts der

⁸⁹ Kühnelt 2012, 107 f.



Abb. 70: Die finalen Abrissarbeiten 1961
(Privatarchiv Schäfer)



Abb. 71: Die Villa in der Staubwolke nach einer Sprengung am 19.11.1961 (Privatarchiv Schäfer)



Abb. 72: Die Ruine der „Villa Felicitas“ nach den Sprengungen am 19.11.1961 (Privatarchiv Schäfer)

Am 19. November 1961, also etwa genau nach einem Jahr der vor aller Augen ablaufenden, baulichen Dekonstruktion, treten die Arbeiten in das finale Stadium ein (Abb. 70. 71). Frau Meyer berichtet:

„[...] Besser ist bestimmt unten das Haus gebaut gewesen, denn gestern wurde die ganze Fassade gesprengt. Das war sehr dramatisch. Es kam ein Mann von unten mit einer roten Fahne und befahl uns, kein Fenster zu oeffnen und auch nicht unmittelbar am Fenster stehen zu bleiben [...] Ich sah natuerlich doch von oben aus zu. Ein lauter Kanonenknall, eine fuerchterliche Staubentwicklung, die erst ziemlich Zeit nahm, ehe man sehen konnte, was eigentlich geschehen war. Also buchstaeblich die ganze Seite war von den Zwischenwaenden glatt abrasiert und lag unten auf der Strasse...ein fuerchterliches Bild der Vernichtung.“ (s. Abb. 72, Anm. Verf.).

Die emotionalen Eindrücke und Bezüge von Beobachtern, ehemaligen Bewohnern und auch Gästen des Hauses werden angesichts der in vollem Umfang laufenden Abbrucharbeiten durch die in den Tagen der Dekonstruktion zwischen 15. und 17. September 1961 entstandene „Elegie an das alte Haus am See“ in ganz bezeichnender Weise zum Ausdruck gebracht. Diese maschingeschriebene Elegie wurde von ihrem Verfasser namens „Alexander“ handschriftlich signiert, der sich selbst als Gast der „Villa Felicitas“ zu erkennen gibt, aber nicht mit Alexander Schäfer, dem Enkel der letzten Besitzerin, identisch ist. Möglicherweise handelt es sich bei „Alexander“ um Dr. Ing. Alexander Schneider, den Schwiegersohn von Frau Erna Meyer, der 1926 Irmgard Meyer gehehlicht hatte, und der in Eisenberg in Thüringen gemeinsam mit seinen Brüdern eine

Möbelfabrik betrieb⁹⁰. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der bevorstehende Abriss der in Familienbesitz befindlichen „Villa Felicitas“ Alexander Schneider im September 1961 während seines Besuchs in Millstatt zum Verfassen dieser Zeilen veranlasst hat⁹¹.

ELEGIE
an das alte Haus am See

Ich mach' bei Dir zwei Tage Rast
und war vielleicht der letzte Gast
im Haus, das von Erinn'ung voll
nun bald der Straße weichen soll.

Im Krieg mit seherischer Kraft
hast Du den Häusertausch geschafft
von Erfurths Lärm in Millstatts Ruh -.
Das Schicksal sagte "JA" dazu.

War's schwer auch in der Nachkriegsnot
zu finden nur das täglich Brot
war doch das Haus all Deinen Lieben
der einz'ge Hort, der noch verblieben.

Allmählich bessert' sich die Lage,
es kamen wieder schöne Tage,
die wir verlebt im Haus am See,
so glücklich, froh, wie eh und je.

Jedoch, das ist des Schicksals Schluß,
daß Altes Neuem weichen muß:
Das Haus steht mitten auf der Trasse
der neugebauten Bundesstraße.

Es ist wohl äußerlich noch forsch,
doch manches ist nun doch schon morsch:
es knackt in den Balkongelenken,
die Fensterläden sich schon senken.

die Rohre sind nicht mehr ganz dicht
und Schwierigkeiten macht das Licht,
im Winter ist's schwer warm zu halten –
es zählt halt doch schon zu den Alten.

Zum Schluß hat's noch, man glaubt es kaum,
erfüllt den allerschönsten Traum:
Ein neues Haus erstand nicht fern,
schmuck, zweckentsprechend und modern.

Nur Freude soll dies Haus Dir schenken -

⁹⁰ Zu den biografischen Angaben siehe die handschriftlichen Notizen von Frau Ingeborg von Oppen im Privatarhiv Huber.

⁹¹ Die Elegie wird im Privatarhiv Schäfer verwahrt.

doch werden wir wohl oft noch denken
ans alte Haus am See zurück
mit Not und Kummer, Freud' und Glück

Bibliographie

- Anonymus 1895 = Das Grabdenkmal Theophil Hansens auf dem Centralfriedhof, in: Der Architekt. Wiener Monatshefte für Bauwesen und decorative Kunst 1, 1895, 39 mit Abb.
- Bacher u. a. 2001 = E. Bacher – G. Russwurm-Biró – K. Ginhart, Dehio-Handbuch. Kärnten. Die Kunstdenkmäler Österreichs (Wien 2001)
- Beuttenmüller – Braasch 1968 = O. Beuttenmüller – E.-O. Braasch, Schwäbisches Geschlechterbuch 8 = Deutsches Geschlechterbuch 146 (Limburg an der Lahn 1968)
- Egger 1973 = R. Egger, Teurnia. Die römischen und frühchristlichen Altertümer Oberkärntens ⁷(Klagenfurt 1973)
- Franzos 1883 a = K. E. Franzos, Vom Millstätter See, Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 6849, 21. September 1883, 1–4
- Franzos 1883 b = K. E. Franzos, Vom Millstätter See, Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 6850, 22. September 1883, 1 f.
- Glaser 1983 = F. Glaser, Die römische Stadt Teurnia. Ein Führer zu den Ausgrabungen und zum Museum in St. Peter in Holz sowie zu den Fundorten im Stadtgebiet von Teurnia (Klagenfurt 1983)
- Glaser 1992 = F. Glaser, Teurnia: Römerstadt und Bischofssitz. Ein Führer zu den Ausgrabungen und zum Museum in St. Peter in Holz sowie zu den Fundorten im Stadtgebiet von Teurnia (Klagenfurt 1992)
- Glaser 1997 a = F. Glaser, Ein palmyrenisches Relief in Millstatt, in: G. Erath – M. Lehner – G. Schwarz (Hrsg.), KOMOS. Festschrift für Thuri Lorenz zum 65. Geburtstag (Wien 1997) 179 f. Taf. 33 Abb. 95
- Glaser 1997 b = F. Glaser, Die Skulpturen des Stadtgebietes von Teurnia (= Corpus Signorum Imperii Romani II/6) (Wien 1997)
- Graßl 2003 = H. Graßl, Kakasbos in Kärnten, in: B. Asamer – W. Wohlmayr (Hrsg.), Akten des 9. Österreichischen Archäologentages am Institut für Klassische Archäologie der Paris Lodron-Universität Salzburg, 6.–8. Dezember 2001 (Wien 2003) 53 f. Taf. 13 Abb. 46
- Haberl 1958 = J. Haberl, Lebensbaum und Vase auf antiken Denkmälern Österreichs, Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 43, 1958, Sp. 187–248
- Hamano 2016 = A. Hamano, Die frühmittelhochdeutsche Genesis. Synoptische Ausgabe nach der Wiener, Millstätter und Vorauer Handschrift, Hermaea N.F. 138 (Berlin 2016)
- Harms 1998 = V. Harms, Ein „Ancestor-Panel“ der Maoris von der ersten Südsee-Reise (1768–1771) James Cooks in der Ethnographischen Sammlung der Universität Tübingen entdeckt, in: Baessler-Archiv, Beiträge zur Völkerkunde, N.F. 46, 1998, 429–441
- Harms 2017 = V. Harms, Das Tübinger Poupou. Ein Maori-Schnitzwerk der ersten Südsee-Expedition James Cooks (Tübingen 2017)

- Huber 2007 = A. Huber, Vom Kuh- zum Kurort am Beispiel von Millstatt am See, Die Kärntner Landsmannschaft H. 3–4, 2007, 5–9
- Huber 2008 = A. Huber, Marine HJ Millstatt, Aktuelles Seeboden 4, 2008, 12 f.
- Huber 2012 = A. Huber, Die Skizzenbücher der Christine von Luschan (1833–1879). Lokalgeschichtliche Erkenntnisse zu Millstatt und Oberkärnten, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2011 [o. O. 2012] 133–147
- Huber 2016 = A. Huber, Neues aus Alt-Millstatt: Schöne Millstätter Ansichten [4/2016], in: Der Millstätter, Okt./Nov. 2016, 24 f.
- Huber 2017 = A. Huber, Neues aus Alt-Millstatt. Das Millstätter Hohe Kreuz [6/2017], in: Der Millstätter, Okt./Nov. 2017, 30 f.
- Klein – Kupf – Schediwy 2005 = D. Klein – M. Kupf – R. Schediwy, Stadtbildverluste Wien. Ein Rückblick auf fünf Jahrzehnte ³(Wien 2005)
- Knoll 2005 = L. Knoll, Felix von Luschan – biographische Skizzen zur Familiengeschichte und seinen Jugendjahren, in: Ruggendorfer – Szemethy 2009, 23–41
- Kracher 1967 = A. Kracher, Millstätter Genesis und Physiologus-Handschrift. Vollständige Facsimilieausgabe der Sammelhandschrift 6/19 des Geschichtsvereines für Kärnten im Kärntner Landesarchiv, Klagenfurt, Codices Selecti X (Graz 1967)
- Kronberger 2005 = P. Kronberger, Siedlungsschronologische Forschungen zu den canabae legionis von Vindobona. Die Gräberfelder (Wien 2005)
- Kühnelt 2012 = Ch. Kühnelt, Kunsthistorische Betrachtung der Architekturlandschaft am Millstätter See in Kärnten. Kleinode der Gründerzeit und ausgewählte Bauten des 21. Jahrhunderts (ungedr. Masterarbeit Univ. Salzburg 2012)
- Lanckoroński 1890. 1892 = K. Lanckoroński (Hrsg.), Städte Pamphyliens und Pisidiens, unter Mitwirkung von G. Niemann und E. Petersen, 2 Bände (Wien 1890. 1892)
- Mader 2013 = B. Mader, Zu Arthur J. Evans' Ausweisung und Verhaftung in Ragusa aus den Geheimakten der k. k. Statthalterei für Dalmatien in Zara 1880 und 1882, ETEOKPHTIKA 3, 2013, 8–20
- Mader 2014 = B. Mader, „Im Auftrag der Prähistorischen Kommission“ – Felix von Luschan's Forschungen in Dalmatien und Montenegro 1880, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2013 [o. O. 2014] 88–96
- Maierbrugger 1989 = M. Maierbrugger, Die Geschichte von Millstatt (Millstatt 1989)
- Niemann 1876 = G. Niemann, Wohnhaus des Prof. K. Zumbusch in Wien, in: Allgemeine Bauzeitung 41, 1876, 68 Taf. 51.
- Niemann 1882 = G. Niemann, Handbuch der Linear-Perspektive für bildende Künstler (Stuttgart 1882)
- Niemann 1882–1887 = G. Niemann, Palast-Bauten des Barockstils in Wien (Wien 1882–1887)
- Niemann – von Feldegg 1893 = G. Niemann – F. von Feldegg, Theophil Hansen und seine Werke (Wien 1893)
- Niemann 1896 = G. Niemann, Das Grabmonument der Familie Suess auf dem Hietzinger Friedhof, in: Der Architekt. Wiener Monatshefte für Bauwesen und decorative Kunst 2, 1896, 19 Taf. 34

- Noll 1972 = R. Noll, Ein unbekanntes Projekt für ein Antikenmuseum in Wien, *Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse* 109, 1972, 176–186
- Oberleitner 1993 = W. Oberleitner, Vergangenheit und Zukunft des Heroons von Trysa, in: J. Borchhardt – G. Dobesch (Hrsg.), *Akten des II. Internationalen Lykien-Symposiums*, Wien, 6.–12. Mai 1990, Bd. 2 (Wien 1993) 211–219
- Oberleitner 1994 = W. Oberleitner, Das Heroon von Trysa. Ein lykisches Fürstengrab des 4. Jahrhunderts v. Chr. (Mainz am Rhein 1994)
- ÖBL = Österreichisches Biographisches Lexikon
- Rogy 2008 = H. Rogy, Aus den Anfängen der Sommerfrische am Millstätter See, in: B. Golob – W. Honsig-Erlenburg, *Der Millstätter See. Aus Natur und Geschichte* (Klagenfurt 2008) 35–38
- Ruggendorfer 2016 = P. Ruggendorfer, Felix von Luschan, das Zsala-Monument in Kadyanda und die sogenannten Totenmahl-Darstellungen in Lykien und Muttergriechenland, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2015* [o. O. 2016] 97
- Ruggendorfer – Szemethy 2009 = P. Ruggendorfer – H. D. Szemethy (Hrsg.), *Felix von Luschan (1854–1924). Leben und Wirken eines Universalgelehrten* (Wien 2009)
- Schiering 1983 = W. Schiering, *Die griechischen Tongefäße. Gestalt, Bestimmung und Formenwandel* (Berlin 1983)
- Schröder 2005 = Ch. Schröder, *Der Millstätter Physiologus. Text, Übersetzung, Kommentar*, *Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie* 24 (Würzburg 2005)
- Soravia 2014 = I. Soravia, *Millstätter See* (Wien 2014)
- Stawa 2007 = G. Stawa, Rudolf Schürer von Waldheim 1832–1890, ein vergessener Förderer von Millstatt, *Die Kärnter Landsmannschaft* H. 3–4, 2007, 10–14
- Stawa 2017 = G. von Stawa, Wien entdeckt Millstatt – Pioniere der Sommerfrische in Millstatt, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2016* [o. O. 2017] 109–137
- Stawa 2018 = G. von Stawa, Millstatt 1773–1922: vom Fischerdorf zum Kurort, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2017* [o. O. 2018] 84–127
- Steinklauber 2005 = U. Steinklauber, Krater und Weinstock – römerzeitliche Grabreliefs aus der Steiermark, in: G. Grabherr – B. Kainrath – A. Larcher – B. Welte (Hrsg.), *Vis imaginum. Festschrift für Elisabeth Walde zum 65. Geburtstag* (Innsbruck 2005) 477–495
- Szemethy 2004 = H. D. Szemethy, Felix von Luschan und die österreichischen archäologischen Expeditionen nach Trysa in Lykien, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2003* [o. O. 2004] 97–123
- Szemethy 2005 = H. D. Szemethy, Die Erwerbungs-geschichte des Heroons von Trysa. Ein Kapitel österreichisch-türkischer Kulturpolitik, mit einem Beitrag von Ş. Pfeiffer-Taş (= *Wiener Forschungen zur Archäologie* 9, Wien 2005)
- Szemethy 2008 = H. D. Szemethy, Felix von Luschan – Forschungsreisender und leidenschaftlicher Sammler, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2007* [o. O. 2008] 124–149
- Szemethy 2009 = H. D. Szemethy, Felix von Luschan – ein Forschungsreisender par excellence, in: Ruggendorfer – Szemethy 2009, 197–246

- Szemethy 2010 = H. Szemethy, From Samothrace to Spalato/Split. The architectural drawings of ancient buildings and sites by George Niemann (1841–1912), in: F. Buscemi (Hrsg.), *Cogitata Tradere Posteris. Figurazione dell'Architettura antica nell'Ottocento / The representation of ancient architecture in the XIXth century: Atti della Giornata Internazionale di Studio "La documentazione grafica dei monumenti antichi nell'Ottocento. Tra tecniche e ideologia* (Catania, 25 novembre 2009)" (Rom 2010) 87–109
- Szemethy 2012 = H. D. Szemethy, Erhellendes zu Leben und Werk von Felix von Luschan und Gabriel von Max – „Felix als Tannhäuser von Max gemalt !“, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Akten des Symposiums zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2011* [o. O. 2012] 95–132
- Szemethy 2014 a = H. D. Szemethy, Die Reise Felix von Luschans in den Orient im Jahre 1889, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Akten des Symposiums zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2013* [o. O. 2014] 97–124
- Szemethy 2014 b = H. D. Szemethy, Karl Graf Lanckoroński und seine Verdienste um die archäologische Erforschung Kleinasiens, in: B. Dybaś – A. Ziemlewska – I. Nöbauer (Hrsg.), *Karl Lanckoroński und seine Zeit* (Wien 2014) 127–152
- Szemethy 2015 = H. D. Szemethy, Felix von Luschan und seine Reise nach Pamphylien gemeinsam mit Graf Karl Lanckoronski im Herbst und Winter 1882/83, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2014* [o. O. 2015] 105–130
- Szemethy 2016 = H. D. Szemethy, Felix von Luschan und seine Reise nach Kilikien und Syrien gemeinsam mit Graf Karl Lanckoroński im Frühjahr 1883, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Akten des Symposiums zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2015* [o. O. 2016] 67–96
- Szemethy 2017 = H. D. Szemethy, Das Thun-Exner-Bonitz-Denkmal im Arkadenhof der Universität Wien – Zur Geschichte des Denkmals anhand von Archivmaterialien, in: I. Schemper-Sparholz – M. Engel – A. Mayr – J. Rüdiger (Hrsg.), *Der Arkadenhof der Universität Wien und die Tradition der Gelehrten-Memoria in Europa, Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 63/64, 2017*, 87–102.
- Szemethy 2018 = H. D. Szemethy, Felix von Luchan und die österreichische anthropologisch-ethnographische Ausstellung bei der Pariser Weltausstellung 1878, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2017* [o. O. 2018] 25–60
- Szemethy – Zhuber-Okrog 2016 = H. D. Szemethy – K. Zhuber-Okrog, Erwerbungen der archäologischen Expedition nach Kleinasien unter Otto Benndorf im Jahre 1881, in: F. Blakolmer – M. Seyer – H. D. Szemethy (Hrsg.), *Angekommen auf Ithaka. Festgabe für Jürgen Borchhardt zum 80. Geburtstag* (Wien 2016) 251–276
- Telesko 2008 = W. Telesko, Kulturraum Österreich. Die Identität der Regionen in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts (Wien 2008)
- Tomaschek 2010 = J. Tomaschek, 150 Mönche im Kloster ? Überlegungen zum Personalstand des Klosters Millstatt unter Abt Otto I., in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2009* [o. O. 2010] 42–54
- Tomaschek 2012 = J. Tomaschek, Kaiser Friedrich III. und der Sankt-Georgs-Ritterorden. Fakten und Fiktionen, in: F. Nikolasch (Hrsg.), *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2011* [o. O. 2012] 1–22

- Tunis 2010 = A. Tunis, Das Hausbuch der Tante Emma – Das Millstätter Gästebuch des Felix von Luschan, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2009 [o. O. 2010] 89–105
- Waetzoldt 1993 = St. Waetzoldt, Pläne und Wettbewerbe für Bauten auf der Berliner Museumsinsel 1873 bis 1896, Jahrbuch der Berliner Museen Beih. 35 (Berlin 1993)
- Wartke 2010 = R.-B. Wartke, Die Forschungsexpedition nach Kleinasien zum Nemrud Dagh im Jahre 1883 in Selbstzeugnissen Felix v. Luschans – Beginn der deutschen archäologischen Feldforschungen im Orient, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2009 [o. O. 2010] 64–88
- Wartke 2018 = R.-B. Wartke, „Heldenmüthige Gattin“ und „photographische Künstlerin“, Antike Welt H. 4, 2018, 35–39
- Windischbauer 2002 = E. Windischbauer, Korrespondenz mit Dr. Matthäus Much, einem der Pioniere der österreichischen Urgeschichtsforschung, aus der Handschriftensammlung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek (ungedr. Diplomarbeit Wien 2002)
- Wulff 2015 = S. Wulff, Aufgegangen im Detail – Georg Niemann: ohne Motto, in: N. Bernau – H.-D. Nägelke – B. Savoy (Hrsg.), Museumsvisionen. Der Wettbewerb zur Erweiterung der Berliner Museumsinsel 1883/84 (Kiel 2015) 204–209